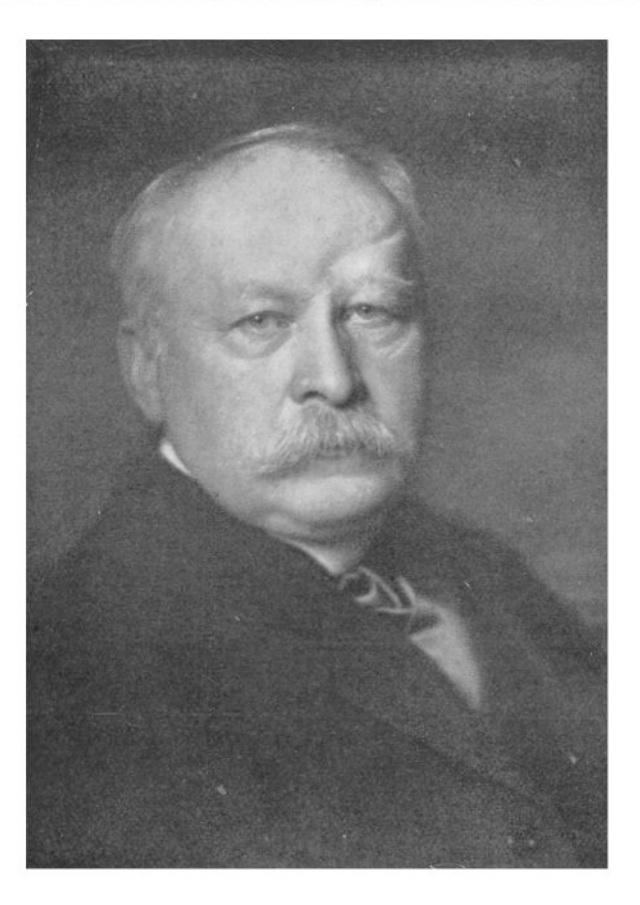
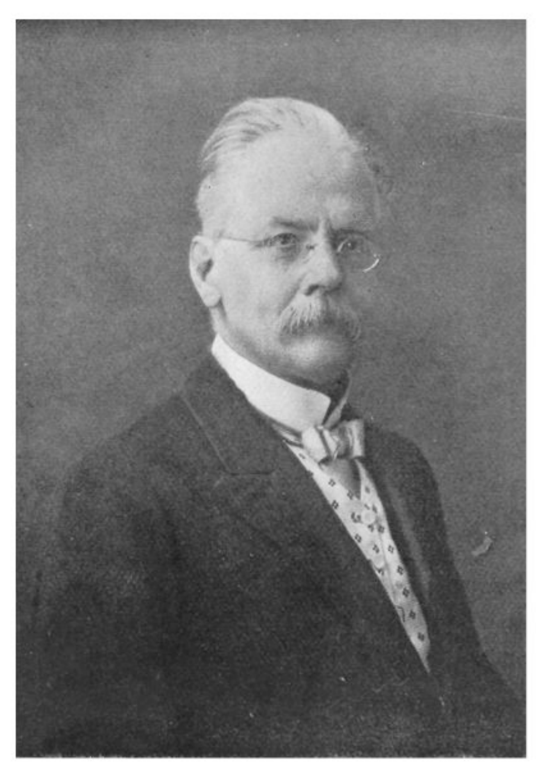


Die Universität Breslau vor hundert Jahren

S. Magnificenz, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Hillebrandt



Rektor des Jubiläumsjahres der Universität Breslau 1911



Professor Dr. Arnold
Dekan der evangelisch-theologischen Fakultät



Domprobst Professor Dr. König
Dekan der katholisch-theologischen Fakultät



Professor Dr. Meyer
Dekan der juristischen Fakultät



Professor Dr. Kükenthal
Dekan der philosophischen Fakultät



Geheimrat Professor Dr. Uhthoff
Dekan der medizinischen Fakultät

Unsere Beilagen

Zum Jubelfeste der Universität Breslau in diesem Jahre hat unser Landsmann Hugo Ulbrich ein künstlerisches Erinnerungsblatt geschaffen, eine 43 : 54 cm große, in einem schönen, warmbraunen Ton gedruckte Radierung, als Wandschmuck gedacht. Sie ist im Verlage der Hofkunsthandlung von Theodor Lichtenberg in Breslau erschienen. Beilage Nr. 38 gibt eine kleine Abbildung davon.

Dem Künstler, der das Motiv: Universität schon einmal, aber ganz anders in der Serie kleiner Bilder aus Alt-Breslau behandelt hat, war es um einen malerischen Anblick zu tun. Von dem langgestreckten Barockbau hat er nur einen kleinen Ausschnitt gewählt, ein Stück der Fassade mit dem Kaisertor darunter, das einen Fernblick gewährt, den fast rechtwinklig daranstoßenden, architektonisch imposanten Seitenflügel und den niedrig überdachten Torbau, der diesen mit der Mathiaskirche verbindet, die zu einem ganz kleinen Teile sichtbar wird. Das diesem entsprechende dunkle Stück eines Mietshauses in der Schmiedebrücke auf der linken Seite vermittelt den Eindruck, daß wir an dieser Stelle aus einem engen Straßenneße auf eine Art Platz treten, auf dem der eigentliche Universitätsbau überraschend und deshalb besonders eindringlich uns entgegen tritt. Damit hat sich Ulbrich die namentlich bei Architekturbildern nie versagende Wirkung eines starken Kontrastes von Licht und Schatten gesichert und ein fesselndes Spiel mannigfach sich überschneidender Linien entwickelt. Eine nette Staffage, Studenten und Studentinnen, belebt das hübsche Stadtbild. Dazu kommt die große Sicherheit einer in derartigen Aufgaben jahrzehntelang geschulten Hand und eine forsche, ihrer Mittel und Wirkungen voll bewußte Technik. Die Remarque-Drucke zeigen die Bildnisse des ersten Rektors im Jahre 1811 und des diesjährigen Jubiläumsrektors.

In dem obengenannten Verlage sind übrigens auch fünf farbige Postkarten der Universität und ihrer Umgebung nach Bildern des Malers Carl Denner erschienen, sowie eine Serie von zwölf guten photographischen Aufnahmen, Außen- und Innenansichten der Universität.

Die „Duplizität der Fülle" aber illustriert eine zweite, kleinere Radierung von Siegfried Laboschin, dem Breslauer Maler und Radierer, die das „Kunstgewerbehaus Schlesien" herausgegeben hat. Es ist ein mit geschickter Anwendung von Aquatinta geschaffenes Winterbild. Der Blick des Beschauers, der auf dem südwestlichen Teile des Universitätsplatzes steht, gleitet an der Front der Matthiaskirche entlang auf den Mitteltrakt der Universität mit dem figurengeschmückten, reichen Portikus und dem über dem Dach aufragenden Sternwartenturm. Als Remarque hat der Künstler des empfehlenswerten Blattes den auf dem Bilde nicht sichtbaren Fechterbrunnen von Hugo Lederer gewählt.

Die Beilagen Nr. 39 und 40 gehören zu dem Aufsatz von Geheimrat Foerster über Aula und Musiksaal der Universität auf der Seite 554 ff. Es sind vortreffliche Aufnahmen von H. Goetz i. F. Ed. van Delden in Breslau, die die beiden Prachträume nach ihrer Wiederherstellung zeigen, von denen die der Aula erst in diesem Jahre vollendet wurde. An der Wiederherstellung waren ausschließlich schlesische Künstler und Kunsthandwerker beteiligt, vor allem Josef Langer, der verständnisvolle Restaurator der Decken und Wandbilder und der Schöpfer des neuen Wand- und Gewölbeschmuckes des Rektorzimmers.

Die Beilage Nr. 41 zeigt den Entwurf der zur Zeit noch nicht vollendeten neuen Rektorkette von Sigfried Haertel, deren Ausführung in getriebenem Golde Tillmann Schmitz, unserem trefflichen heimisches Goldschmiede, übertragen wurde. Alt daran ist das runde, goldene Medaillon mit dem Brustbilde den Stifters der Universität, König Friedrich Wilhelms III. Es wurde bisher an einer dürftigen, silbernen, schwach vergoldeten Kette getragen. Jetzt hängt es an einem mit Palmetten verzierten Tragegliede, an das sich vier plakettenartige Schilder mit den durch sitzende Frauen symbolisierten vier Fakultäten, der theologischen, juristischen, philosophischen und medizinischen, sowie zweien mit dem Gründungs- und Jubiläumsjahre anschließen.

Die Kette ist eine Stiftung der Frauen der Universitätslehrer und wird würdig die aus einem goldgestickten Mantel von purpurfarbenem Sammet und einem Barett aus gleichem Stoff bestehende Amtstracht des Rektors ergänzen, von dem der Mantel aus Mitteln der Staatsregierung dieses Jahr neu angeschafft wurde.

Der Bundesrat hat übrigens beschlossen, wie beim Berliner Universitäts-Jubiläum auch beim Breslauer Dreimarkstücke in Form von Denkmünzen prägen zu lassen, die auf der einen Seite die Bildnisse König Friedrich Wilhelms III. und Kaiser Wilhelms II., die Worte Universität Breslau und die Jahreszahlen 1811 und 1911 tragen, auf der anderen Seite den Reichsadler. Ein Schüler Touaillons, Amberg, ist mit der Herstellung betraut. Es werden 400 000 Stück ausgegeben.

Der Rektor und die Dekane der Universität Breslau im Jubeljahre 1911

Jubiläumsrektor ist Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. phil. Alfred Hillebrandt. Er wurde am 15. März 1853 in Groß-Nädlitz bei Breslau geboren, studierte in Breslau und München, und habilitierte sich 1877 in Berlin für vergleichende Sprachforschung, insbesondere wandte er sich der Erforschung des Sanskrit zu; 1883 folgte er einem Rufe als a. o. Prof. an die hiesige Universität, 1888 wurde er zum o. Prof. ernannt. Seit 1902 ist Geh.-R. Hillebrandt Vertreter der Universität im Preußischen Herrenhause. Studienreisen führten ihn nach Indien und mehrmals nach England. Von seinen Werken seien erwähnt: Ueber die Göttin Aditi (1876), Varuna und Mitra, ein Beitrag zur Exegese der Veda (1877), Die Altindischen Neu- und Vollmondsopfer (1880), Vedachrestomathia (1885), Die Ausgabe der Çankhaygana Çrauta sutra mit Kommentar (seit 1888), Vedische Mythologie (1891/02), Sakralaltertümer (1897), Altindische kulturgeschichtliche Skizzen (1899).

An der Spitze der evang.-theol. Fakultät steht Herr Prof. Dr. theol. et phil. Franklin Arnold, der am 10. März 1853 zu Williamsfield (Ohio) geboren wurde und an den Universitäten zu Erlangen, Leipzig und Königsberg seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt. Seit 1878 Religionslehrer in Königsberg, promovierte er 1882 daselbst zum Dr. phil. und wurde 1886 Lic. theol. und Privatdozent in Königsberg und 1888 a. o. Professor an der hiesigen Universität. 1894 erhielt er die theologische Doktorwürde und 1895 die Ernennung zum o. Professor der Kirchengeschichte. Seit 1903 ist er Mitdirektor des theologischen Seminars. Er verfaßte u. a. Kritische Untersuchungen über Posidonius von Apameo und Theophanes von Mytilene (1882), De compos. Barnabae epist. (1886), Studien zur Geschichte der Christenverfolgungen (1888) und gab J. G. Hamann's Briefe und Schriften in Auswahl (1888) heraus. Ferner seien genannt: Cäsarius von Arelate und die gallische Kirche seiner Zeit (1894), Predigten des Cäsarius von Arelate in Deutscher Uebersetzung (1896), Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen (1900), Die Ausrottung des Protestantismus in Salzburg unter Erzbischof Firmann und seinen Nachfolgern (1901), Protestantisches Leben in den vereinigten Staaten (1903). Die Salzburger in Amerika (1904).

Die Geschäfte der kath.-theol. Fakultät leitet Herr Dompropst und Prälat Prof. Dr. Arthur König.



Haus des Korps „Lusatia“, Rosenthalerstraße 2a



Haus des Korps „Silesia“, Heiligegeiststraße 14

Geboren am 4. Juli 1843 zu Neisse, studierte er an der Breslauer Universität kath. Theologie. 1867 erhielt er die Priesterweihe und war zunächst Kaplan in Trebnitz, darauf Religionslehrer in Glogau und Neisse. 1872 erhielt er zu Freiburg i. Br. die theologische Doktorwürde, 1882 erfolgte seine Berufung als o. Professor der Dogmatik an die hiesige Universität. 1896 wurde er Domherr, 1898 o. Professor der Pastoraltheologie hierselbst, 1900 Dompropst. Er ist Verfasser des „Lehrbuches für den kathol. Religionsunterricht in den oberen Klassen“ (1879) und des „Handbuches für den katholischen Religionsunterricht in den mittleren Klassen“ (1880). Außerdem sind von seinen Werken zu erwähnen: Echtheit der Apostelgeschichte (1867), Zeugnis der Natur für das Dasein Gottes (1870), Schöpfung und Gotteserkenntnis (1885), Die katholischen Priester vor 1500 Jahren (1890), Das neue Offizium zum heiligen Rosenkranzfest (1891).

Herr Prof. Dr. jur. Herbert Meyer, der Dekan der juristischen Fakultät, wurde am 10. Februar 1875 zu Breslau geboren. Von seinen Werken mögen angeführt werden: Der Turnerschafter (1898), die Einkindschaft, (1900), Entwertung und Eigentum im deutschen Fährnisrecht (1902), Neuere Satzung von Fahrnis und Schiffen (1903), Scheinbare Bestandteile eines Grundstückes (1905), Das Publizitätsprinzip im deutschen bürgerlichen Recht (1909).

Weit über die Grenzen seiner Wirkungsstätte hinaus bekannt ist der die Geschäfte der medizinischen Fakultät führende Geheime Medizinalrat Professor Dr. Wilhelm Uhthoff, der Direktor der Universitäts-Augenklinik zu Breslau. Er stammt aus Klein-Warin in Mecklenburg-Schwerin, wo er am 31. Juli 1853 geboren wurde. Nach Absolvierung des Gymnasiums zu Wismar studierte er in Tübingen, Göttingen, Rostock und Berlin, promovierte 1877, bestand 1878 das medizinische Staatsexamen und habilitierte sich 1884 als Privatdozent für Augenheilkunde in Berlin. 1890 wurde er o. Prof. an der Universität Marburg, 1896 in Breslau. Uhthoffs Arbeiten berücksichtigen besonders den Zusammenhang der Augenerkrankungen mit den Allgemein-Erkrankungen des Körpers. Es seien besonders erwähnt die Abhandlungen über Alkoholismus, die multiple Herdsklerose und die Syphilis des zentralen Nervensystems. Die über physiologische Optik, über die Lehre von dem Sehenlernen der Blindgeborenen und besonders die zusammenhängende Bearbeitung der Augensymptome und deren Bedeutung für die Erkrankung des Nervensystems.

Dekan der philosophischen Fakultät ist der Direktor des hiesigen zoologischen Instituts, Prof. Dr. phil. Willy Kückenthal, geboren am 4. Juni 1861 zu Weißenfels. Von seinen Schriften seien erwähnt: Vergleichende anatomische und entwicklungsgeschichtliche Untersuchungen an Sirenen. Desgleichen an Waltieren (1897). Zusammenfassung der zoologischen Ergebnisse einer Reise in den Molukken und in Borneo (1903). Die marine Tierwelt des arktischen und antarktischen Gebietes in ihren gegenseitigen Beziehungen (1907). Japanische Gorgoniden (1909). Zur Kenntnis der Alcyonarien des sibirischen Eismeeres (1909). Leitfaden für das zoologische Praktikum (5. A. 1910). Ergebnisse einer zoologischen Forschungsreise nach Westindien (1910). Die Fauna Südwestaustraliens (1910).

Breslauer Verbindungshäuser

Im Mittelalter war die Mehrzahl der Studenten in eigens für sie eingerichteten Häusern, den sogenannten Bursen, kaserniert und führte hier unter der Leitung eines Magisters, des rector bursae, ein im allgemeinen streng klösterliches Leben. Das Wohnen in diesen Bursen war für alle Studiosen verbindlich. Als in der Zeit des



Winfridenhaus, Basteigasse 6

Humanismus und der Reformation der Charakter der Universitäten immer mehr verweltlichte, wurde auch das Bursenwesen unhaltbar. Das gesellige Leben der Studenten untereinander flüchtete nun in mehr oder weniger verräucherte „Kneipen“, in denen sich, so primitiv sie waren, ein gut Teil unserer Studentenromantik abgespielt hat. Die letzten Jahrzehnte aber brachten eine neue Stufe in der Entwickelung des Studentenhauses: Das moderne Verbindungshaus.

Breslau besitzt sechs solcher Häuser, die, da sie einen wesentlichen Bestandteil unseres heimischen Studententums ausmachen, anläßlich der Jubiläumsfeier unserer Universität weiteren Kreisen näher bekannt gemacht werden sollen.

In nächster Nähe der Universität liegt an der Rosenthalerstraße das Haus des Korps Lusatia. Die zwar architektonisch schöne, doch nur 11 m breite Vorderfront läßt beim ersten Anblick nicht vermuten, welche großen Innenräume das Haus birgt. Beim Eintritt gewahrt man zur linken Hand die Wohnung des Korpsdieners, zur rechten führen Stufen hinab zur Kegelbahn. Eine kurze Treppe führt zum Hochparterre, in dem Schreibzimmer, Diele, Kneipe und Konventzimmer liegen. Kleineren Kreisen genügt als Versammlungsraum die Diele, größeren Zusammenkünften dient die Kneipe, die an den Wänden mit Bildern sämtlicher ehemaliger Aktiver seit 1846 — u. a. mit einer großen Zahl von Schattenrissen — ausgeschmückt ist. An der Decke reihen sich in kunstvoller Malerei die Wappen der Städte der Lausitz. Eine schöne Täfelung faßt den unteren Teil der Wände ein. Von der Diele aus gelangt man links über eine Veranda in den freundlichen und wohlgepflegten Garten, zur rechten führt eine Treppe in den ersten Stock, wo sich ein sehr geräumiger Saal befindet. An den Saal nach dem Garten zu schließt sich das freundliche Damenzimmer, zu dessen Einrichtung die Korpsschwestern viel beigetragen haben. Im dritten Stock befindet sich noch der große, helle Fechtboden. Das Korps wurde gestiftet am 6. November 1832, 1836 suspendiert, am 10. März 1841 wieder aufgetan, Wintersemester 1845/46 wieder suspendiert und kurz darauf am 27. Februar 1846 rekonstituiert. Als Stiftungstag gilt der 10. März 1846. Eingeweiht wurde das Haus im März 1907.

In der Nähe der Dampferhaltestelle an der Promenade steht das Korpshaus der „Silesia“, das mit seiner Vorderfront nach der heiligen Geiststraße hinausgeht. Auf Breslaus alten Festungsmauern unweit der am 27. Februar 1597 eingestürzten heiligen Geistkirche stehend, birgt es in ihnen seinen Wein- und Wirtschaftskeller. Durch eine kunstvoll gearbeitete und mit den Korpsfarben verzierte Eichentür gelangt man in den zum Garten führenden Flur. Links befindet sich des Korpsdieners Wohnung nebst Küche, rechts führt eine Treppe in den ersten Stock. Durch ein Vorentree betritt man die geräumige „Kneipe“. Besondere Erwähnung verdient hier der Ehrenschild, der Namen und Bildnisse der im Feldzuge 1870/71 gefallenen 8 „Schlesier“ trägt. Eine breite Schiebetür verbindet die Kneipe mit dem Konventzimmer, das durch gediegene Eichenausstattung und wertvolle Dedikationen einen besonders vornehmen Eindruck macht. Von hier aus gelangt man auf eine nach dem Garten zu liegende, große Loggia. Eine Garderobe nimmt den übrigen Raum ein.

Der zweite Stock wird fast ganz von dem ca. 90 qm großen, hellen Saal eingenommen. Seinen herrlichsten Schmuck bildet ein farbiges Glasfenster mit dem Wappen des Korps Silesia und dem Wahlspruch: „Virtus nos et cana fides conjunge Silesios“. Ein prachtvolles eichenes Büfett birgt das von den Korpsschwestern gestiftete Glas, Porzellan, das Silberzeug und die Wäsche.

Das Korps Silesia wurde am 7. Dezember 1837 gestiftet, die Einweihung des Hauses erfolgte am 64. Stiftungsfeste, 1901.



Haus der Landsmannschaft „Vandalia“, Werderstraße 25

Unweit des Silesia-Hauses erhebt sich Basteigasse 6 das stattliche dreigeschossige Haus der katholischen farbentragenden Verbindung Winfridia. Die Vorderfront ist in einfachem Barockstil gehalten. Das Portal trägt in dem oberen Türfenster die Verbindungsfarben in Glasmalerei. Ueber eine Haustreppe gelangt man in das Hochparterre, während rechts davon ein Gang nach dem Souterrain führt, wo sich u. a. die Küche mit Speisenaufzug und Haushaltungsräume befinden. Der gärtnerisch ausgeschmückte, in Terrassen gestufte Hof ist mit geschmackvollen Gartenmöbeln ausgestattet. In der Mitte erhebt sich eine große schattenspendende Kastanie. Zur rechten Seite des Hofes zieht sich die Kegelbahn hin, die der Nachbarschaft wegen mit Gummibällen und Gummikegeln ausgerüstet ist. Ueber eine Treppe gelangt man zurück ins Haus nach einer Loggia, an die sich das Eßzimmer anschließt. Im Eßzimmer, in dem man zu allen Tageszeiten warme Speisen erhält, und wo die Verbindung sich zu gemeinsamem Mittagstisch versammelt, fällt vor allem ein prachtvolles Büfett ins Auge. Das Hochparterre enthält ferner noch die Garderobe sowie ein Lesezimmer und ein Chargiertenzimmer mit dem Verbindungsarchiv. In flämischer Renaissance gehalten ist die Diele im Parterre und ersten Stock. Die schönen Glasfenster im Treppenhause sind ein Geschenk der Damen. Im ersten Stock gelangen wir rechter Hand in den geräumigen Kneipsaal. Bei größeren Festlichkeiten kann der Raum durch Zurückschieben einer Harmonikatür mit dem daran stoßenden Zimmer verbunden werden. Dieses, das Spielzimmer, ist mit einem wertvollen Flügel und Patentspieltischen versehen. Von hier tritt man in das Billardzimmer. Im obersten Geschoß befinden sich u. a. fünf behaglich möblierte Zimmer für auswärtige Korpsbrüder. Die Grundsteinlegung des Hauses fand im September 1909 anläßlich der Tagung des C. V. der katholischen farbentragenden Verbindungen statt. Eingeweiht wurde es am 19. Oktober 1910.



Haus des Korps „Borussia“, Neue Gasse 6



Haus des Korps „Marcomannia“, Kirschenallee 30

Am Fuße der Liebichshöhe hat das Korps Borussia sein Heim errichtet. Auf großen Quadersteinen, in einfachem Rohbau erbaut, gleicht es im großen und ganzen in seiner Inneneinrichtung den vorerwähnten Verbindungshäusern. Das unterste Geschoß enthält die Wohnung des Korpsdieners, die Küche und den Weinkeller. Kneipe, Garderobe und Eßzimmer liegen im Hochparterre. Silhouetten, sowie Photographien sämtlicher Alter Herren, Wappen, Paukzeug und ein prächtiges buntes Fenster schmücken auch hier die Kneipe; kostbare Dedikationen finden sich besonders im Eßzimmer. Das Treppenhaus liegt im Turm. Der erste Stock umfaßt den großen Saal — erwähnt seien darin als Wandschmuck dienende, reich dekorierte Verbindungswappen, die Kronleuchter, mächtige Humpen — sowie das mit Billard, Spieltischen und Klubsesseln gemütlich ausgestattete Rauch- und Spielzimmer. Im obersten Geschoß liegt der helle, große Fechtsaal, der bei größeren Festlichkeiten auch als Eßraum benutzt wird, sowie das Konventzimmer. Auch ein Damenzimmer ist vorhanden.

Im Süden der Stadt liegt das Marcomannenhaus. Es ist vom Baurat Großer in Breslau in Fachwerk erbaut und W. S. 1909/10 eingeweiht worden Gleich beim Eintritt erfreut den Besucher die in den Farben hellblau-weiß gehaltene, geräumige Vorhalle, von deren Ausstattung hier nur des originellen Tisches mit den verschieden hohen Stühlen gedacht werden möge. Mit einer Sammlung verschiedener, alter Waffen ist die hohe Wand des Treppenhauses ausgeschmückt. Ein Vorraum bildet den Zugang zu den Räumlichkeiten des ersten

Stockes. Der Treppe gegenüber liegt das Speisezimmer. Rechts befindet sich eine Loggia, die einen Ausblick auf den Garten gestattet, links kommen wir in das Konventzimmer, wo auch die Bibliothek des Korps und in einem originellen „Heinschrank" die Hausapotheke untergebracht ist. Durch eine Schiebetür betritt man dann das große Kneipzimmer mit dem schön geschnitzten, großen Korpswappen. Sehr beliebt ist der sogenannte „Remter", ein freundlicher Erker mit Fenstern in Glasbuntmalerei. Durch ein einfacher gehaltenes Treppenhaus kommen wir in den zweiten Stock, wo sich der Festsaal befindet. Infolge der vorläufig noch freien Lage des Hauses muß mit der Ausschmückung des Saales noch gewartet werden. Die Vorderseite flankieren zwei Nischen. Beleuchtet wird der Saal durch einen Riesenkronleuchter mit 16 Flammen. Vom Saale aus betritt man auch die große mit Blumen geschmückte vordere Loggia, die einen wundervollen Blick auf den Wasserturm usw. gewährt. Aus der Geschichte des Korps möge noch folgendes angeführt werden. Am 21. Juni 1864 erfolgte die Gründung einer Studentenverbindung Austro-Borussia, die sich jedoch schon nach kurzer Zeit wieder auflöste. Ihre Nachfolgerin wurde die Landsmannschaft Marcomannia (1. Dezember 1864). 1866 stellten sich 18 Marcomannen für den Krieg zur Verfügung. Der Wahlspruch lautet: Honestis Honorem, Fidelibus fidem, Violentis Vim!

In der stromumkränzten Werderstraße liegt das Haus der „Vandalia". Einfach und schlicht in seinem Aeußeren, läßt es doch eine gewisse vornehme Ruhe nicht vermissen. Im Jahre 1893 wurde es als erstes unter den akademischen Verbindungshäusern Oderathens vom „Alten Herrenverband" erworben. Durch ein geräumiges Entree gelangen wir rechts in ein sogenanntes Altes Herrenstübchen, das durch seine in altdeutschem Stil gehaltene Einrichtung besonders anheimelnd wirkt. Als zweites schließt sich an dieses ein Billard- und Spielzimmer. Die eine Wand dieses Zimmers schmücken studentische Embleme, u. a. eine vollständige Sammlung der Mützen und Bänder der dem Coburger L. C. angehörenden Landsmannschaften, die die stattliche Zahl von 50 bereits überschritten hat. Jedes Mitglied ist verpflichtet, hier sein Bild auszuhängen. Das nächste Zimmer ist ein ernsten Betrachtungen geweihter Raum. Seine Ausstattung ist besonders elegant, namentlich fällt ein in roher Eiche angefertigter Tisch mit kunstvoll geschnitztem Wappen in die Augen. Der Keller des Hauses enthält den Kneipsaal. In ihm befinden sich die alten Tische der Vandalen, die vor mehr als 50 Jahren im Schweidnitzer Keller standen, und in die so mancher den vom „fröhlichen Pastor" bei der Biertaufe erhalten Scherznamen eingeschnitten hat. Zum Schluß sei noch die an der Oder idyllisch im Grünen gelegene Veranda erwähnt, die oft in lauer Sommernacht fröhlichem Gelage dient.

Die „Vandalia" wurde am 21. Mai 1859 als „Akademischer Pharmazeuten-Verein" gegründet, seit dem 15. Oktober 1875 „Akademisch-pharmazeutischer Verein" und seit dem 6. Dezember 1887 „Verbindung Pharmacia" genannt. Am 11. Juni 1887 nahm die Verbindung den Namen „Pharmazeutische Verbindung Vandalia" an. Am 25. Februar 1892 erfolgte eine nochmalige Umänderung in „Studentenverbindung Vandalia". Am 18. Oktober 1892 wurde das eigene Haus eröffnet und am 4. Februar 1893 eingeweiht. Am 2. Dezember 1894 wurde der Name: „Freie schlagende Verbindung Vandalia" angenommen und am 24. Dezember 1896 Vandala als Landsmannschaft aufgetan.

A. Jaensch in Breslau

Statistisches

Das Aufblühen unserer alma mater erhellt so recht aus dem Vergleich folgender Angaben.

Bei der Eröffnung der Hochschule im ersten Semester 1811 zählte sie 218 Studierende, von denen 57 bereits der Frankfurter Viadrina, und 94 der Breslauer Leopoldina angehört hatten, während 68 Studenten neu immatrikuliert worden waren. Der evangelisch-theologischen Fakultät gehören 48, der kath.-theologischen 72, der juristischen 50, der medizinischen 26 und der philosophischen 23 Studierende an. Der Lehrkörper setzte sich damals aus 43 Professoren und Dozenten, sowie 8 Lektoren zusammen.

Der Anfang des Sommersemesters 1911 bot ein wesentlich anderes Bild. Zu 1855 aus dem Wintersemester verbliebenen traten 731 (darunter 33 Frauen), so daß die Gesamtzahl der eingeschriebenen Studierenden 2586 (darunter 129 Frauen) beträgt. Von diesen gehören 308 der katholisch-theologischen, 108 der evangelisch-theologischen, 557 der juristischen, 530, (darunter 25 Frauen) der medizinischen Fakultät an. Die Studierenden der Zahnheilkunde werden seit dem vorigen Jahre der medizinischen Fakultät zugezählt, ihre Zahl beträgt 92 (darunter sieben Frauen). Die philosophische Fakultät umfaßte 1083 Studierende (darunter 124 Frauen). Außer den immatrikulierten Studierenden haben 188 Personen (einschließlich 79 Damen) vom Rektor die Erlaubnis erhalten, auf Grund eines Hospitantenscheines die Vorlesungen zu besuchen. Dazu kommen noch als Hörer von Universitätsvorlesungen 30 Studierende der Technischen Hochschule. Mithin beträgt die Gesamtzahl der zum Hören von Vorlesungen berechtigten Personen 2804 (einschließlich 179 Frauen). Der Unterrichtskörper bestand zu dem gleichen Zeitpunkt aus 183 Professoren, 3 Lektoren für fremde Sprachen, einem für landwirtschaftliche Handelskunde, einem für Photographie und einem für Stenographie; ferner 2 Musiklehrern (am akademischen Institut für Kirchenmusik) und einem naturwissenschaftlichen Zeichner. Als Lehrer für körperliche Fertigkeiten wirkten ein Fechtmeister, ein Reitlehrer und ein Tanzlehrer.

Akademisches Olympia

Bei der Jubelfeier der Universität in den Tagen vom 1. bis 3. August wird ein Akademisches Olympia abgehalten. Das Fest wird mit einer Festsitzung eröffnet werden, für die Se. Magnifizenz den Musiksaal der Universität zur Verfügung gestellt hat. Turnerische und sportliche Wettkämpfe, eine Ruderregatta auf der Oder und ein Wettschwimmen im Hallenschwimmbade werden am 1. und 2. August stattfinden, während das Schlußfest, für welches die interessantesten Wettkämpfe und Spiele, sowie die gemeinsamen Vorführungen der großen Verbände vorbehalten sind, in der Siegerverkündigung und Preisverteilung gipfeln wird. Für die turnerischen und sportlichen Vorführungen sowie für das Schlußfest ist der Sportplatz Grüneiche zur Verfügung gestellt worden.

Professor Poelzig, der Direktor der Breslauer Akademie für Kunst- und Kunstgewerbe, hat es übernommen, für die an die Sieger zu verleihenden Ehrenurkunden durch einen Wettbewerb unter den besten Schülern der Akademie einen Entwurf herstellen zu lassen, der sicherlich allen künstlerischen Anforderungen gerecht werden wird.

Programm für die Jubelfeier

Dienstag, den 1. August 7 Uhr: Empfang im Stadttheater. — Fackelzug der Studierenden.

Mittwoch, den 2. August 9 Uhr: Festgottesdienste in der Elisabethkirche und in der Matthiaskirche — 11 Uhr: Festakt in der Aula — Rede des Rektors — Beglückwünschungen. 5 Uhr: Festmahl im Konzerthaus. — Abends: Gartenfest im Südpark.

Donnerstag, den 3. August 10 Uhr: Festakt im Festzelte auf dem Palaisplatze. — Festrede des Professors Dr. Siebs — Ehrenpromotionen. — Musikaufführungen. — Nachmittags: Deutsch-Akademisches Olympia. — 8 Uhr: Festkommers im Festzelt.

Freitag, den 4. August: Ausflüge.



phot. Ed. van Delden in Breslau

Die Aula Leopoldina der Universität Breslau
nach der Wiederherstellung



phot. Ed. van Delden in Breslau

Der Musiksaal der Universität Breslau
nach der Wiederherstellung



Universitas Literarum

Von Privatdozent Dr. Willy Hellpach in Karlsruhe

Wie oft doch wiederholte sich das: wenn der seidengraue, urgesteinige Trümmerhaufen der Koppe nicht mehr vor uns lag; wenn wir ihn wieder einmal sonnengebadet und winddurchschüttelt erklommen hatten, und wenn nun der Blick erst hinunter in die unergründliche Tiefe und von da hinaus in die unermeßliche Weite sich wagte: dann fuhr, wie in alter Uebung, die Hand zur Stirn, legte sich schirmend über die Augen, und die suchten weit, weit in der Ferne, ganz draußen, nordostwärts, ein wenig linkerhand vom blaßblaugrau grüßenden Kegel des Zobten, suchten und suchten im glühenden Dunst, was eine alte Mär ihnen dort als köstlichen Fund verhieß: die Türme von Breslau — und haben sie nie, auch in schimmernd klaren Spätherbsttagen nie gefunden. Das Sinnen aber ließ sich durch den stets erneuten Mißerfolg nicht entmutigen; immer wuchsen sie dem träumenden, innern Blick herauf aus dem unbarmherzigen Dunst: die Türme des alten Wraclaw. Die Zeugen von fast einem Jahrtausend Geschichte, im Edelrost großer und farbenprächtiger Vergangenheit, polnischer und ungarischer und böhmischer, piastischer, theresianischer und friederizianischer Herrschaft schimmernd; und während der nimmer rastende Schneekoppensturm uns um die fröstelnden Glieder und die schmerzenden Ohren pfiff, wandelte er sich unversehens in ein leises, fernes Lied, das dort aus jener vom Auge vergeblich durchwühlten Ecke neben dem blaugrauen Zobten herzukommen schien und in geheimnisvoller Instrumentation uns sang, was seit neun Jahrhunderten um Breslaus Gemäuer die Oder rauschte.

* * *

Wo der Oderstrom mitten in seinem Lauf durch die Stadt noch heute gleich einem ungebärdigen Wildwasser auseinander rieselt, in Buchten und Arme, Windungen und Schlingen sich aufzulösen scheint, lehnt an sein Ufer sich Breslaus Universität, die jetzt als die jüngste Tochter der ehrwürdigen Mutter jubiliert, die erst ein Jahrhundert hinter sich hat und die polnische und böhmische Vergangenheit, Maria Theresien und Fritzen nur vom Hörensagen kennt. Denn ergeht es ihr darin doch ähnlich wie der westlichen Schwester der Oder, dem Donaustrom; zwar floß scheinbar, wie dieser aus Brege und Brigach, so die Breslauer Hochschule aus Viadrina und Leopoldina zusammen; aber was wären, gleich Brege und Brigach, so Viadrina und Leopoldina vereinigt gewesen, wenn nicht ein frisch aus dem Boden sprudelnder Quell ihnen Gelegenheit gab, in ihn einzumünden — ein Quell, aus Preußens jung erwachendem neuen Leben, aus dem Geiste seiner Befreiungszeit entbunden, und er eben die echte, die eigentliche, die Universitas Literarum Silesia bedeutend! Mit dieser jubilierenden

Tochter Breslaus aber ergeht es uns draußen, wie einst mit der neunfach älteren Mutter: wir stehen und blicken ostwärts, und unser Auge reicht nicht zu ihr hin; unserm Sinnen aber steigt ihr Bild auf, und gerade, weil uns nicht das Festesrauschen und die Feierpracht ihrer Gegenwart umfängt, ziehen ernste und nachdenkliche Dinge durch unser Gemüt wie Paraphrasen eines immer wieder aus ihnen herauftönenden Moll-Themas: Universitas Literarum.

Denn du, Türmerin Schlesien, da draußen an den Westrand der eurasischen Ebene und an die Südkante des aus ihr geborenen Preußenstaates zum Schauen bestellt, soll heißen zur Betätigung oberdeutscher Geistesart im stürmischen Wirbel borussischen Handelns: du jubilierst mit deiner Alma filia in einem Centenarjahre, da es Vieles und Ernstes zu schauen gibt im Bereiche deutscher Hochschulwelt. Vieles und Ernstes? Nein, soviel und so Ernstes wie vordem noch nie. Geht es doch um nicht mehr und nicht weniger, als um Sein oder Nichtsein der Universitas Literarum selber.

Der Begriff einer Universität der Wissenschaften, dem deutschen Geistesleben so innig verwachsen, zeigt dem Betrachter zwei Dimensionen, in denen er sich auswirkt. Er umspannt das räumliche Beieinander der verschiedenen Forschungszweige, aber auch das Ineinander ihrer Forschung und ihrer Lehre. Erst beides vereint macht den ureigenen Charakter der deutschen Universitäten aus, jene Idee, der auch unsere Jubilarin eine Verkörperung nicht bloß geworden ist, sondern bewußtermaßen von Anbeginn sein sollte: sonst hätte es ihrer Gründung nicht bedurft; denn als Hochschul-Bruchstücke konnten auch Viadrina und Leopoldina ihr Dasein fristen. Wer aber bezweifeln wollte, daß dieser Idee kritische Stunden schlagen, der müßte an den Bewegungen der letzten Monde blind und taub vorübergegangen sein, Bewegungen, durch deren Wirrwarr doch das eine immer wieder erkennbare Fragezeichen sich schlängelt: ob nicht Trennung der Disziplinen und Trennung von Forschung und Lehre dem Geiste unserer und erst recht der kommenden Zeit angemessener sei als Universitas in beiderlei Sinne.

Die Dinge bereiten sich ja schon länger vor. Die erste Abspaltung vollzog sich, paradox, wie die Geschichte zu sein liebt, in Form eines Zuwachses; denn keine Secessio, eine Accessio war es, als die polytechnischen Schulen nach den Ambitionen der Hochschule langten. Sie stellten sich mit dem Rufe nach Ebenbürtigkeit jung und breit neben die alte Universität. Es gibt manche ernsthaften Stimmen unter den Verwaltern der Wissenschaft, die in diesem Faktum den verfehlten Anfang aller späteren Wirren sehen, die da meinen, damals habe die Universität den historischen Augenblick verpaßt, der ihr ermöglicht hätte sie selber zu bleiben, und den keine Ewigkeit ihr wiederschenken werde. Die Universität habe in jener Zeit zweierlei tun können: entweder auf Tod und Leben sich gegen eine Gleichstellung der neuen Hochschule zu wehren, oder, wenn die Macht der Umstände stärker war, an möglichst vielen Punkten die Rezeption der vollbürtig gewordenen Technik als neuer Fakultät in den Kreis der Universitas Literarum betreiben. Es ist nicht geschehen, und auch an der jüngsten technischen Hochschule hat gerade unsere Jubilaruniversität den Gedanken einer Symbiose — geschweige einer Rezeption — nur ganz fragmentarisch verwirklichen können. So steht, es ist ausgemachte und faktische „geschichtliche" Tatsache und nicht mehr daran zu rütteln, so steht die gesamte Wissenschaft von der modernsten, eingreifendsten aller Lebensmächte bereits neben der Universitas Literarum, die eigentlich damit schon zu einer bloßen Multität geworden ist.

Ein zweiter ähnlicher Vorgang ist mißlungen. Dieser Zuwachs sproßte nicht aus dem Erdreich kulturhistorischer Nöte, sondern aus einem höchst künstlich angelegten Frühbeet — und welche Motive des Gärtners letzten Endes es düngten und pflegten, wird vielleicht nie ganz klar werden. Die medizinischen Akademien sollten eine Art junger, selbständiger Fakultäten sein, ein Geschenk, nach dem ein paar rasch emporgewachsene, zu eigenem Geistesleben drängende Städtepersönlichkeiten hastig langten, wie der Parvenü nach einem Titel und Orden. Es ist ihnen ein Titel und Orden geblieben. Denn daß an den Instituten und Kliniken jener Städte irgend etwas Wesentliches in der Richtung aufs Akademische sich geändert hätte, — es sei denn die Titulatur der Direktoren — das wird wohl niemand behaupten wollen. Wer heute von akademischem Leben im heiligen Köln spricht, meint der die medizinische Akademie? Er meint natürlich die Handelshochschule.

Auch sie ist mehr eine Homunkulusschöpfung als ihre technische Schwester, und der Wagners, die ein neues Exemplar zu brauen beflissen sind, werden unheimlich viele. Die jüngsten Handelshochschulen arbeiten fast ausschließlich mit Dozenten im Nebenamt. Ist das Nebenamt eine Universitäts-Professur, gut, so bahnt sich da eine Symbiose an, wie sie für die Technik verpaßt ward; ist es aber keine, so vollzieht sich damit die Trennung von Forschung und Lehre. An den technischen Hochschulen wirken solche Praktiker, denen zu eigener

Forscherarbeit keine Möglichkeit bleibt, unter der Etikette „mit Uebungen betraut". An den kommerziellen Hochschulen heißen sie Dozenten oder Professoren. Der Riß geht aus der ersten in die zweite Dimension der Universitas.

Er läuft von unten dem Riß entgegen, der jetzt eben „von oben" her kommt. Geben wir uns darüber keinem Zweifel hin. Das Forschungsinstitut, von der Bürde der Lehre befreit, der „reinen" Wissenschaft dienstbar, strebt dieser seiner ganzen Eigenart nach dahin, ein Etwas noch über dem alten Universitätslehrstuhl zu sein; denn sein Inhaber hat zwar die Möglichkeit zu lehren, aber nicht den Zwang. Daß es entstand, unterm harten Druck der Sorge, sonst hinter dem Auslande zurückzubleiben, entstehen mußte, weist wiederum auf den Spalt hin, der zwischen oben und unten längst mitten durch die Universität selber geht. Mit der ungeheuren Vervielfältigung des Lehrbetriebes bedeutet heute für zahlreiche Gelehrte die Berufung in ein Ordinariat, an eine größere Universität, das Entsagen von eigener Forschungsarbeit. Ein wahrhaft tragisches Erlebnis: der Schritt, der die ganze Fülle der Mittel in ihre souveräne Hand gibt, nimmt ihnen damit zugleich die Zeit und die Muße, sich der Mittel zu eigener Arbeit zu bedienen. Sie bauen vielleicht noch dies aus, regen jenes an — in der Hauptsache aber vergeht ihr Tag mit Vorlesung, Uebung, Prüfung, Kommissionssitzung, Verwaltung. Gewiß, mancher Geist ist dafür geboren, Einfälle zu haben und anderen die Arbeit daran zu überlassen — den „romantischen Forschertyp" nennt's Wilhelm Ostwald. Aber gibt es etwas Aufreibenderes als Romantik aus Pflicht? Es treibt wohl den einen und anderen, diese Pflicht so kurz wie möglich zu beschneiden, für eigenes Arbeiten soviel wie möglich zu retten: nun, dann fällt die Aufgabe der Lehre ihrer Hauptlast nach schon heute den kleineren Geistern zu, die zum Forschen, sei es mangels der Einfälle, sei es mangels der Mittel, nie gekommen sind. Und was die „Extraordinarienbewegung" in den Reflexen wirtschaftlicher und rechtlicher Postulate spiegelt, ist im Grunde das Gleiche, was in der Ablösung des Forschungsinstitutes sich anders ausspricht: der beginnende Zerfall der deutschen Universität in eine forschende Oberschicht und eine lehrende Unterschicht.

Ist diese Auflösung in neue Einheiten das immanente Schicksal der Universitas Literarum, so wird nichts sie zu hindern vermögen. Ob sie es ist, — wer möchte heute sich vermessen, das zu bejahen oder zu verneinen? Ein jeder wird seine praktische Stellung zu dieser Angelegenheit wählen, wie es seinen Wünschen gemäß ist, ein Hüben und Drüben wird, wie in aller Entwicklung, sich formieren; denn Nietzsches mitleidloser Rat, noch zu stoßen, was fällt, wendet sich in der Wirklichkeit nur an eine Parteigruppe, und die besten, die organisch gereiften Entwicklungen, sind nicht zuletzt dem Mitwirken von Kräften zu danken, die, was fiel, zu halten suchten, so lange es zu halten war. Konservatismus und Radikalismus waren noch immer notwendige geschichtliche, auch geistesgeschichtliche Gegenkräfte. Beide können ausarten. Das gilt von einem Radikalismus, der gewaltsam abbrechen möchte, wo noch gar nichts bröckelt, so gut wie von einem Konservatismus, der Neues nur aufbauen will nach den mechanischen Schemen des Gewordenen. Ein geistvoller Leipziger Volkswirtschaftslehrer hat jüngst wohl einem enttäuschten Kopfschütteln Vieler Ausdruck verliehen, als er zeigte, wie die werdende Hochschule im alten Frankfurt, die (genau hundert Jahre nach dem Tode der Viadrina im neuen Frankfurt) heute zur offiziellen Geburt drängt, jetzt auf einmal als eine bloße Kopie deutscher Universitas Literarum alten Stils erscheinen will, nur um ohne Hindernis mit allen formalen Konsequenzen sich einzuführen: wie sie auf den von der Hamburger Zwillingsschwester noch wohlbewahrten Ehrgeiz, aus natürlichen Keimen zu einem Gebilde neuen Stils organisch auszureifen, rasch verzichtet — auf ein stolzes geistesgeschichtliches Erstgeburtsrecht um des Linsengerichts der „Berechtigungen" willen. Doch verfiel nicht der gleiche Kritiker, der hier einen unerwarteten toten Konservatismus tadelte, nun selber in den Fehler einer ebenso unlebendigen Radikalität, wenn er überhaupt nur die „großen" Universitäten als die Gebilde der Zukunft proklamierte und jedenfalls eine Form von Universitas zu angeblicher Existenzrechtlosigkeit verdammte: die kleine und mittlere Hochschule in einer großen Stadt?

Tröste dich, Jubilarin an der Oder, die du ein leuchtendes Exemplar dieser „untergang-geweihten" Gattung bist! Wir glauben den geistesgeschichtlichen Zeitpuls richtiger zu fühlen, wenn wir beinahe das Gegenteil von jenem Axiom statuieren. Allen Respekt vor der Leistungssumme unserer drei größten Universitäten, denen am Niederrhein und am Oberrhein, dort das Siebengebirge und hier den Schwarzwald grüßend, Bonn und Freiburg als vierte und fünfte zur Seite wachsen; doch im quantitativen Dehnen ihrer Dimensionen allein vermögen wir nicht das Heil und den Zukunftsausweis unserer Hochschulen zu erblicken. Welch ödes nationalökonomisches Schema, intellektuellen Malthusianismus könnte man versucht sein es zu heißen, daß eine

Hochschule an Immatrikulatenzahl in derselben Progression wachsen müsse wie ihre Heimatstadt an Einwohnerzahl! Nein, wir wollen doch nicht blind sein gegen den doppelten Segen, den gerade der kleinere Universitätsorganismus im Rahmen einer Großstadt verheißt, wenn er dem Jüngling all die noch immer nicht erloschenen Vorzüge der engeren Berührung mit seinen Lehrern, der persönlichen Note im Unterricht, des behaglicheren geistigen Arbeitstils samt den kulturellen Reizen und Werten und samt der notwendigen Auseinandersetzung auch mit den bösartigen Reizen, den Unwerten des Großstadtlebens bietet, wobei von Detailvorzügen der Kombination wie dem reichen Material, das dem Mediziner doch genügend ausnutzbar zu Gebote steht, und anderem, ganz abgesehen werden mag.

Du, Breslau, bist zur Halbmillionenstadt herangewachsen und wenn auch die Purpurträgerin des Westens, das heilige Köln, im Volksmassenwettlauf der Städte dir, der Führerin im Osten auf den Fersen ist wie der zenonische Achilles seiner Schildkröte — noch bist immer du die zweite im preußischen Bereich. Deine Universität hat sich im Kranze nicht der kleinsten, aber der „mittleren", das heißt im älteren Sprachgebrauch „der kleinen", gehalten und hast damit, als Universitas Literarum von noch übersehbaren Dimensionen, wo des Lehrers Auge den einzelnen, die Individualität in den Scharen der Schüler noch zu erspähen vermag, inmitten einer immer weiter sich reckenden Riesenstadt, ein zukunftsreiches Los erwählt. Denn noch gehört eine lange Zukunft, trotz aller Krisen, auf die wir blicken mußten, der Universitas Literarum „alten Stils", wie sie in unseren kleineren Universitäten am echtesten verkörpert ist. Es ist einfach ein Problem: die alte deutsche Hochschule in der neudeutschen Massenstadt — ein Problem, das in der harten und verwickelten Wirklichkeit ausgelebt und nicht auf geduldigem Papier so oder so kategorisch entschieden sein will. Daß du, Jubilarin, heute an deinem hundertsten Geburtstage, als einzige unter deinen zwanzig Schwestern dieses Problem selber darstellst, daß du die Inkarnation dieser Notwendigkeit bist, die Bewährung der Universitas Literarum im Lärm und Trubel und Hasten der Großstadt zu erweisen — das gibt dem Glockenspiel, das deinen Ehrentag einläutet, seinen besonderen geistesgeschichtlichen Unterton.

Und dieser Unterton schwingt in eine Klangfarbe aus, die über des Verstandes Schranken hinweg an unsere Herzen rührt. Ist es ein Zufall, daß dir als Schlesierin diese geschichtliche Aufgabe ward? Mit nichten. Es ist ein Stück alles schlesischen Schicksals: denn schlesisches Wesen trägt ein Doppelantlitz, in dessen Zügen die großen Kontraste deutschen Zeitlebens zusammenfließen. Wie unser ganzes Heimatland die Wächterin oberdeutschen Kulturwesens im niederdeutschen Staatsgebilde sein sollte, so hat die Universität Breslau den Typus oberdeutschen Geisteslebens im Rahmen niederdeutscher Stadtentfaltung auszuleben. Oberdeutschen Geisteslebens: denn nicht nur, daß die Hochschulen Mittel- und Süddeutschlands samt denen Deutschösterreichs und der deutschen Schweiz die ziffernhafte Majorität haben, sie sind auch die Typen geblieben, auf die instinktiv das innere Auge sich einstellt, wo vom typisch deutschen, akademischen Leben die Rede ist; wer würde dessen nicht gewahr, wenn er von Heidelberg oder Tübingen, Würzburg oder Jena hört, und dagegen von Greifswald oder Rostock, Königsberg oder Halle? Und darüber hinaus ließe sich leicht auch dartun, daß noch immer Oberdeutschland an alle Hochschulen den stärkeren Strom geistigen, forschenden, lehrenden, lernenden Nachwuchses entsendet. Niederdeutsche Städteentfaltung: denn ebenso gewiß wie diese größere Intensität und die reichere Farbenpracht geistigen Lebens im deutschen Süden ist das unerbittliche Wachstum der zahlenhaften Massen im Norden. Norddeutschland ist der eigentliche Herd deutschen Emporwachsens von Riesenstadtgebilden. Unaufhörlich strömen die Menschenüberschüsse von da nach Süden, und die Städte, die am Grenzrande der oberdeutschen Welt liegen, selber noch oberdeutschen Geblüts vom Ursprung her, wie Köln, Frankfurt, Leipzig, Breslau, sie spüren in der allmählichen Umwandlung ihres Volkstypus, des Wuchses, der Sprache, der Sitte ihrer Einwohner diesen räumlichen Eroberungszug des niederdeutschen Geburtenüberschusses am eigenen Leibe. Und spricht solcher Wechselgang der Dinge das eigentlich bewegende Moment im Knäuel der neudeutschen Probleme überhaupt aus, dann zeigt Breslau mit seiner Universitas Literarum uns diesen Werdeprozeß neudeutschen Wesens im allerbezeichnendsten, im klassischen Paradigma.

* * *

Ist es der Schneekoppenwind, der dieses Lied der Historie mir zuraunt? Nicht mehr. Ein anderes Rauschen ist an seine Stelle getreten. Gern läßt der Schlesier sich vom Leben hinauswirbeln, und die granitenen Mauern der Riesenberge mit dem Blick ins lachende Oderland liegen weit von mir. Dort

drüben rechts schmiegt ein sanfter, dunkelblauer Kamm sich einem azurnen Horizonte an — der Schwarzwald; dort drüben links recken sich übermütig zerfetzte Spitzen und Hörner in den Frühlingsommer hinauf — die Gipfel der Pfalz. Zwischen hier und da aber bricht aus buschig-üppigen Wäldern mitten im samtenen Teppich einer fruchtschwangeren Tiefebene ein breiter, grüner Strom hervor: der Rhein. Jungbegrünte, alte Linden stehen an seinem Ufer und spiegeln sich in ihm. Es ist wirklich ganz, ganz anders als daheim in Schlesien, und des Schneekoppenwinds zu gedenken, wird schwer, schier unmöglich, wenn dieser weiche, kosende, oberrheinische Hauch uns die Wangen umschmeichelt. Und doch: bist nicht auch du, vom Firnenschnee so prächtig gefärbter, deutscher Strom, der du uns allen als Sinnbild deutschen Lebens heilig giltst, bist nicht auch du jenem neudeutschen Zwiegesicht ein klarer Spiegel? Wo kommst du selber her und wo sammelst du all die Wasser und Wässerlein, die deiner Größe und Schönheit dienen, von der Aar über den Neckar hinunter zum Main — woher anders als vom oberdeutschen Quellboden? Und wo gehst du hin? Wessen Flotten trägt deine stolz sich weitende Flut, welchem Meere führst deine malachitenen Wässer du zu? Niederdeutschlands! Schmal, aber farbenleuchtend entrinnst du oben dem Bodensee, um drunten grau, aber lastengewaltig die qualmenden Essen des Industriereviers zu grüßen. Wie deine Wellen sich kräuseln und deine Wirbel gurgeln, zwingt es mich wieder wie in Knabentagen, den Blick ostwärts zu wenden und mit der Hand die Augen beschattend, im Geiste Breslaus Türme zu suchen; und vom Werden und Wesen der Universitas Literarum, die dort jubiliert, singt dem Heimatfernen nicht die Oder, singt der rauschende Rhein das neudeutsche, das schlesische Lied!

Zum Breslauer Universitätsjubiläum

Von Prof. Dr. Johannes Ziekursch in Breslau

Am 3. August 1911 feiert die Breslauer Universität das hundertjährige Jubiläum ihrer Begründung durch die Vereinigung der Universität in Frankfurt a. O. mit der Breslauer Jesuitenuniversität. Als im Frühjahr 1906 eine große Anzahl Breslauer Dozenten mit etlichen Frankfurter Herren die vor 400 Jahren erfolgte Stiftung der Frankfurter Viadrina festlich beging, gaben die Frankfurter in den Reden beim Mahle ihrem tiefsten Bedauern Ausdruck, daß sie ihre Universität verloren hätten, während ein Breslauer Redner betonte, unsere gegenwärtige Universität sei keineswegs eine Fortsetzung der Frankfurter, sondern ein durchaus neues eigenartiges Gebilde; daraus zog dann ein Dritter den naheliegenden Schluß, das Geburtstagskind wäre ja längst nicht mehr am Leben. Aehnlich wurde 1902 von der einen Seite die Begründung der Breslauer Leopoldina vor 200 Jahren gefeiert, von der andern auch hier jeder tiefere Zusammenhang zwischen einst und jetzt in Abrede gestellt. Verleugnet etwa in diesem Falle ein undankbares Kind seine rechtmäßigen Eltern? Was schuldet die gegenwärtige Universität der Leopoldina und der Viadrina? Worin unterscheidet sie sich von ihnen? Wo liegen die Wurzeln ihrer Kraft? Haben wir überhaupt ein Recht auf eine Jubiläumsfeier? Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir einen Blick auf die Geschichte der beiden Hochschulen richten, aus deren Verschmelzung und Umbildung unsere Universität hervorgegangen ist.

Die religiöse Duldung, die der Westfälische Frieden nach dem grauenvollen, dreißigjährigen Morden der Religionsparteien untereinander den Protestanten im deutschen Reiche gewährte, blieb den österreichischen Erblanden vorenthalten, und die Zugeständnisse, die der Habsburger seinen die Mehrheit bildenden protestantischen Untertanen in Schlesien machte, wurden bald bei Seite geschoben: in Schlesien wurde die ecclesia militans zur ecclesia triumphans. Die Jesuitenkirchen und -schulen, die Klosterbauten in Leubus und Grüssau die kurfürstliche Kapelle am Dom und die anderen Bauten des Breslauer Bischofs Franz Ludwig vergegenwärtigen uns heute noch das gegenreformatorische Siegesbewußtsein der katholischen Kirche in Schlesien um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts. Hier war die Hoffnung auf die schließliche Ueberwindung des Protestantismus wahrlich noch nicht geschwunden; sie verkörperte sich vielleicht am stärksten in dem Begründer der Breslauer Jesuitenuniversität, dem Pater Wolff. Als Freiherr Friedrich von Lüdinghausen in Livland geboren, am polnischen Königshofe aufgewachsen, weilte dieser lange Zeit in den Landen der Habsburger und gewann allmählich großen Einfluß am Hofe Kaiser Leopolds I. und

eindringende Kenntnisse der religiös-politischen Verhältnisse Ostdeutschlands und seiner Nachbargebiete. Als es 1686 galt, für Oesterreich die Rückgabe des vor der Oeffentlichkeit an Brandenburg abgetretenen Kreises Schwiebus, der kümmerlichen Abfindung der Hohenzollern für ihre Erbansprüche auf die schlesischen Herzogtümer Liegnitz, Wohlau, Brieg und das Fürstentum Jägerndorf, durch jenen schmählichen Handel mit dem Kurprinzen hinter dem Rücken des Großen Kurfürsten sicherzustellen, hatte der Geistliche an der österreichischen Gesandtschaft in Berlin, Pater Wolff, seine Hand mit im Spiel. Leicht möglich, daß er auch dem sächsischen Kurfürsten August dem Starken den Gedanken nahegelegt hat, durch einen Bekenntniswechsel die polnische Königskrone zu erobern; das Jahr vorher, als August in Ungarn gegen die Türken zu Felde lag, weilte Pater Wolff bei ihm; während der Wahlverhandlungen in Warschau gaben die Breslauer Jesuiten, deren Kolleg damals Wolff als Rektor leitete, den Bankier Augusts ab; in der noch nicht völlig ausgebauten Namen-Jesu-Kirche, der gegenwärtigen Mathiaskirche, hörte August nach seiner Wahl die erste Messe vor aller Oeffentlichkeit; so ist er wohl der erste, sicher der vornehmste Konvertit gewesen, der hier seinen Glaubenswechsel bekannt gegeben hat; aus den Händen der Breslauer Jesuiten empfing August das Abendmahl nach katholischem Ritus; in der Jesuitenmission zu Deutsch-Piekar in Oberschlesien erneute er sein öffentliches Glaubensbekenntnis. Wenige Jahre später gingen die Wiener Verhandlungen über die Erhebung Preußens zum Königreich zeitweise durch die Hände Wolffs; mit der Aussicht auf eine Ehe des preußischen Kronprinzen, des späteren Friedrich Wilhelms I., mit einer Erbherzogin hoffte er die Hohenzollern für die alte Kirche zu gewinnen. Als Wolff im Herbst 1702 unter dem Schutze Kaiser Leopolds in Breslau trotz der verzweifelten Gegenwehr der protestantischen Bürgerschaft eine Universität seines Ordens errichtete, mochte er glauben, die Burg gebaut zu haben, von der die Kriegerscharen Loyolas zur Eroberung der führenden Staaten des protestantischen Deutschlands ausziehen würden.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß der Mensch häufig durch sein Wirken das gerade Gegenteil von dem erzielt, was er in seinem Herzen heiß begehrt, brauchte man sich nur die Folgen der Handlungsweise Pater Wolffs zu vergegenwärtigen. Die polnische Königswahl Augusts des Starken führte in erster Linie dazu, daß Preußen seinem bisherigen Rivalen in Norddeutschland, Kursachsen, völlig den Rang ablief. Die preußische Königskrone mußte in jedem ehrgeizigen Träger den Gedanken zeitigen, durch Eroberungen benachbarter Gebiete die Machtfülle zu gewinnen, die der Königstitel erforderte. Jener Handel mit dem Schwiebuser Ländchen hob den Verzicht des Großen Kurfürsten auf sein Erbrecht an den genannten schlesischen Herzogtümern wieder auf. Bei dem Einmarsche Friedrichs des Großen in Schlesien und in den letzten Tagen vor der Schlacht bei Mollwitz leisteten die schlesischen Protestanten den Preußen wichtige Dienste, weil sie nur in dem Sturze der österreichischen Herrschaft eine vollwertige Bürgschaft für das weitere Unterbleiben aller Glaubensbedrückungen sahen. Kaum hatten die preußischen Bataillone 1740 Schlesien besetzt, als Friedrich auf der Rückreise nach Berlin Ende Januar 1741 in Grünberg dem Magistrat und dem in konfessionellem Streit erhitzten Volk von seinem Wagen aus immer wieder zurief: „Ich will Religionsfreiheit, jeder soll Gott dienen auf seine Fasson." Damit ergriff eine neue Weltanschauung die Herrschaft in Schlesien. Unser unfertig gebliebener Universitätsbau verrät, wie scharf und schnell sich der Bruch mit der Vergangenheit vollzog.

War die Begründung einer Jesuitenuniversität im Sinne Wolffs schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts verfehlt, weil ihrem Wesen die neu aufkommenden, die Zeit bald erfüllenden Ideen widersprachen, blieb sie schon aus diesem Grunde von Anfang an ein Torso, nur aus einer theologischen und einer philosophischen Fakultät bestehend, so hätte sie sich im Zeitalter der Aufklärung und Toleranz unter der Herrschaft des geistvollen Spötters von Sanssouci als Propagandastätte eines bekehrungssüchtigen Ordens unmöglich lange behaupten können, wäre sie nicht durch die Reformen, die nach der Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 einsetzten, in eine Art Lyceum für den schlesischen Adel und den katholischen Klerus verwandelt worden. Wissenschaftlich ist infolgedessen hier nicht viel geleistet worden. Politisch war es von der größten Bedeutung, daß der Geist des Rationalismus gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Schöpfung Pater Wolffs völlig durchdrang: aus dieser Wurzel stammt die mit Recht gerühmte Duldsamkeit des katholischen Klerus in Schlesien. Von kopfhängendem Muckertum war, wie die Tagebücher Josephs von Eichendorff beweisen, an der Leopoldina vor 100 Jahren keine Rede; man ließ der Jugend ihr volles Recht.

Mit dieser Anstalt wurde nun 1811 die Frankfurter Universität vereinigt. Begründet vornehmlich zu dem Zweck, den Bedarf der

Mark Brandenburg an studierten Leuten zu decken, hat sie diese Aufgabe bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts erfüllt. Ein recht großer Teil der altpreußischen Juristen und Verwaltungsbeamten, Geistlichen und Aerzte erhielt dort seine theoretische Vorbildung. Wissenschaftliches Neuland wurde auch von dieser Universität aus wenig erobert. Halle und Königsberg waren im 18. Jahrhundert die geistigen Lichtquellen der altpreußischen Monarchie. Auf der Mittellinie zwischen ihnen, wohin nur die letzten schwachen Lichtstrahlen reichten, lagen Frankfurt und Breslau. Als nun gar 1810 in Berlin eine Universität erstand, war das Todesurteil Frankfurts bedingungslos gesprochen.

Unbedeutendes zu Unbedeutendem gefügt, kann nur Unbedeutendes ergeben. Wäre 1811 weiter nichts erfolgt als ein Zusammenlegen der beiden altersschwachen Hochschulen, so wäre nicht allzuviel Gutes herausgekommen. Der Frankfurter Viadrina verdankte die neue Universität eine recht bescheidene Bibliothek und sonst noch einige Utensilien, einen Bruchteil ihrer früheren Einnahmen: 13 000 Mark jährlicher Einkünfte und 57 Studenten, darunter 22 Märker, die mit nach Breslau übersiedelten. Die Leopoldina stellte ihre herrlichen Gebäude, etwa doppelt soviel Geld und 94 Studenten, beide Universitäten wenigstens für den ersten Anfang je ein Drittel der Lehrkräfte der neuen Hochschule. Diese entstand nun aber auf durchaus neuer Grundlage als eine der freien Wissenschaft, der Forschung und der Lehre zugleich geweihte Stätte: der Geist unserer klassischen Literaturperiode, die Ideenwelt Lessings und Herders, Goethes und Schillers, Kants und Fichtes und nicht zum mindesten die unseres Landmannes Schleiermacher sollte die neue Universität durchdringen. Die Bücherschätze der säkularisierten Klöster wurden ihr überwiesen, der Staat stattete sie mit Gebäuden für die Bibliothek und die Kliniken, mit einem ausgedehnten Platz für den botanischen Garten und doppelt so großen Geldmitteln aus, als der Viadrina und der Leopoldina zusammen zugestanden hatten. Es dürfte kaum einen Staat geben, der zu handeln wagte wie das damalige Preußen, das für wissenschaftliche Zwecke so bedeutende Mittel selbst in dem Augenblick noch zur Verfügung stellte, als seine Existenz durch den drohenden russisch-französischen Krieg auf das stärkste bedroht war.

Die Aufgabe, dem neuen Geiste freier Forschung in Breslau eine Heimstätte zu bereiten, fiel vor allem dem neuberufenen dritten Drittel des Lehrkörpers, einem Steffens, den Brüdern Raumer, Brandes, von der Hagen u. a. zu, ferner denen, die an die Stelle der bald ausscheidenden alten, von der Leopoldina und der Viadrina her übernommenen Professoren traten, Wachler, Passow, Schneider, Büsching, Stenzel usw. Sie hätten ihr Ziel nicht erreicht, wenn nicht in Breslau ähnlich wie in Berlin, wenn auch in viel bescheidenerem Maße, die neue Geisteswelt schon ihre Jünger und Verkünder gefunden hätte, und zwar unter den Gymnasiallehrern, Geistlichen, Aerzten, besonders den Subalternbeamten. Das waren studierte Leute, die aber infolge der Bevorzugung des Adels bei der Besetzung der höheren Beamtenstellen als Bürgerliche oft auf Jahre und Jahrzehnte hinaus Sekretärstellen und ähnliche Posten bekleiden mußten. Es sind das die Kreise, die in ihren Lesezirkeln aufmerksam alle Erscheinungen der deutschen Literatur verfolgten, die Schlesischen Provinzialblätter herausgaben, das Breslauer Theater unterhielten und im Beginn des 19. Jahrhunderts die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur begründeten. Die Namen dieser Leute sind heute nur wenigen noch bekannt; zu ihnen gehörten die Väter eines Friedrich von Gentz und eines Willibald Alexis, ferner der 1798 verstorbene Popularphilosoph Garve, Manso, Streit, Bürde, Zimmermann, schließlich noch Schall, später der Begründer der Breslauer Zeitung. Auch gab es schon vor 1811 einige, freilich etwas dürftig ausgestattete, medizinische Lehranstalten in Breslau, deren Besuch gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Berechtigung zur Ablegung des medizinischen Staatsexamens gewährte. Diese Träger des geistigen Lebens in Breslau hießen die neue Universität und die neuen Männer zumeist willkommen und wurden durch sie allmählich aus der Enge ihres provinziellen Sonderdaseins herausgehoben.

So entstand in Breslau vor hundert Jahren eine neue Universität im modernen Sinne nach dem Vorbilde der im Vorjahre begründeten Berliner Universität; neu und charakteristisch für Breslau war die Errichtung zweier theologischer Fakultäten an ein und derselben Universität: das gemeinsame Vaterland und die reine Wissenschaft sollten die konfessionellen Gegensätze überbrücken. Die Gründung Pater Wolffs schlug also in ihr Gegenteil um. Eine solche Vereinigung der Konfessionen war nur möglich als Ergebnis des Zeitalters der Aufklärung, als eine Art Gegenstück zu der größten und persönlichsten Tat Friedrich Wilhelms III., der preußischen Union zwischen Lutheranern und Kalvinisten. Dieses Nebeneinander zweier theologischer Fakultäten innerhalb derselben Universität hat unserer Heimat zum Segen

gereicht, weil dadurch wenigstens zum Teil der Geist religiöser Verträglichkeit aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart hinübergerettet wurde. Die persönliche Bekanntschaft minderte, wie so häufig, die Schärfe der sachlichen Gegensätze, und mancher Heißsporn, den andere Bedenken vielleicht nicht gezügelt hätten, mußte sich wenigstens aus kollegialer Rücksicht mäßigen. Wie es vom Katheder erklang, scholl es dann wieder von den Kanzeln beider Konfessionen.

Freilich mit der Aufnahme der katholischen Fakultät in den Rahmen einer modernen Hochschule tauchten sofort neue Probleme auf für die katholische wie für die anderen Fakultäten. Für die katholische durch den Widerstreit, der sich öfters zwischen wissenschaftlichen Theorien, dem Dogma und kirchlich-politischen Strömungen, ergab. In ihrem Schoße wurden im Verlauf des 19. Jahrhunderts die schwersten geistigen Kämpfe ausgefochten, ehe der alte Rationalismus verschwand, die Anhänger der hermesianischen Philosophie überwunden und die Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas verdrängt waren. Andererseits dürften auch die Mitglieder keiner anderen Fakultät derart häufig und heftig von ihren früheren Schülern, hier also aus den Reihen des schlesischen Klerus, angegriffen worden sein, ein Zeichen dafür, daß die Fakultät ihre wissenschaftliche Unabhängigkeit zu wahren suchte und sich nicht vorbehaltlos in den Dienst kirchlich-politischer Strömungen stellen lassen wollte. Eine Geschichte dieser Kämpfe und Wandlungen würde einen tiefen Einblick in das Geistesleben der katholischen Schlesier gewähren. Die meisten dieser Kämpfe ergaben sich aus der dogmatischen Gebundenheit der katholischen Gelehrten, aus der Tatsache, daß sie nun einmal ein für sie verbindliches, über ihnen stehendes kirchliches Lehramt anerkennen. Infolgedessen vereinigt unsere Universität Lehrer, deren wissenschaftliche Bewegungsfreiheit sehr verschieden gestaltet ist, eine Disharmonie, die auf der einen Seite den gegenwärtig in Deutschland ja wieder häufiger erörterten Gedanken einer Entfernung der katholischen Fakultäten von den Universitäten gezeitigt hat, andererseits den Wunsch erweckt, die der Theologie am nächsten stehenden Disziplinen der Philosophie, Geschichte usw. der gleichen Bindung zu unterwerfen, um den Studenten der katholischen Theologie einen von den gleichen Voraussetzungen ausgehenden, und dadurch einheitlichen Studiengang zu ermöglichen, ein Gedanke, der, bis zum Ende verfolgt, freilich wieder zu einer katholischen Universität im Stile der Leopoldina mit einer theologischen und einer philosophischen Fakultät führen würde. Solange der Staat im engsten Verhältnis zur Kirche steht, solange er dogmatisch mehr oder minder gebundene theologische Fakultäten an den Universitäten unterhält, bleibt die Lösung dieses Gegensatzes zwischen der sogenannten voraussetzungslosen und der dogmatisch irgendwie gebundenen Forschung theoretisch unmöglich, d. h. sie wird zu einer Frage der Praxis. Bei der Begründung der Universität wollte man anfangs den Lehrstuhl der Philosophie und Geschichte doppelt, mit je einem Protestanten und Katholiken, besetzen. Durch den Tod, den Uebertritt zum Protestantismus und auch infolge ihrer Unfähigkeit lichteten sich die Reihen der von der Leopoldina übernommenen katholischen Philosophen und Historiker derart rasch, daß der Lehrstuhl für katholische Philosophie von 1812—1829 unbesetzt blieb. Der Gedanke an eine konfessionelle Teilung der historischen Professur verschwand bald wieder; erst der Kölner Kirchenstreit ließ ihn von neuem aufleben; 1853 wurde je eine katholische Professur für Geschichte und Kirchenrecht in Breslau wie in Bonn geschaffen. Gegen diese Lösung des oben erwähnten Gegensatzes kann man wohl manches einwenden, und alle Schwierigkeiten sind damit noch nicht beseitigt, weil man unter einem Katholiken sehr verschiedenes verstehen kann. Stellt man sich aber auf den Standpunkt der Regierung, die doch nun einmal den kirchlich-politischen Verhältnissen Rechnung tragen und in der Verminderung konfessioneller Reibungen in Deutschland eine ihrer wichtigsten Aufgaben sehen muß, so dürfte es sehr schwer sein, eine wirklich gangbare, andersgeartete und vorteilhaftere Lösung zu finden, vorausgesetzt, daß man die Trennung von Staat und Kirche verabscheut, was jeder praktische deutsche Politiker der Gegenwart sicher noch tut.

Die Begründung einer modernen Universität mit zwei theologischen Fakultäten brachte Schlesien einen unbestreitbar großen Vorteil. Dadurch erhielt das deutsche Geistesleben dieser Grenzmark in seiner Gesamtheit einen natürlichen und festen Mittelpunkt. Was fortan in Schlesien im 19. Jahrhundert, mindestens bis in die siebziger Jahre, in Wissenschaft, Literatur, Kunst, Journalistik und Politik geleistet wurde, stand in engster Fühlung mit der Universität. Die Geschichte der Universität und die Geschichte des schlesischen Geisteslebens in dieser Zeit decken sich ziemlich. Diese Geschlossenheit und wieder die Farbenfülle infolge der verschiedenartigen Brechung der das Land durchflutenden, geistigen Lichtstrahlen in den Prismen der beiden Konfessionen

würden einer ausführlichen Darstellung dieser Zusammenhänge einen hohen und eigenartigen Reiz verleihen.

So ist die Universität mit der Provinz, in der sie vor hundert Jahren errichtet wurde, aufs engste verwachsen; sie empfing aus den konfessionellen Verhältnissen des Landes heraus den wichtigsten Zug ihrer Eigenart, sie wurde dem Lande ein frisch und stark sprudelnder Quell reiner deutscher Wissenschaft.

Die Bedeutung der Universität Breslau für den deutschen Osten

Von Prof. Dr. Eugen Kühnemann in Breslau

Beim Jubiläum unserer Breslauer Universität schweifen die Blicke unwillkürlich zunächst über das zu Ende gehende Jahrhundert zurück. Berufene Stimmen werden diese bedeutsame Geschichte schildern, bei der die Schöpfung einer neuen Heimstätte für die Wissenschaft in Zeiten der bittersten Not in jedem Sinne des Wortes einen hohen Ruhmestitel begründete für Volk und Staat und zugleich eine große und heilige Pflicht für alle kommenden Zeiten. Feine Kenner werden insbesondere über die innere Geschichte des akademischen Lebens in Breslau sich verbreiten und sicherlich ein Bild entwerfen von großem Reichtum der menschlichen Züge, der erfreulichen und der kleinen, der anfeuernden und der abschreckenden. Denn die Akademien sind die rechten Reiche der Menschlichkeit und der Menschlichkeiten, in jedem hohen und in jedem geringeren Sinne des Wortes. Aber die wahre Feier eines solchen Augenblicks liegt eigentlich nicht in dem Rückblick auf die Vergangenheit, sondern in der Bereitung auf die Zukunft. In diesem Geiste soll hier die Rede sein von der Bedeutung unserer Universität für den deutschen Osten.

Dabei verzichten wir auf eine Erörterung all der besonderen östlichen Probleme, die so schwer auf der Seele der denkenden Deutschen lasten. Denn nicht die Universität als solche trägt die Verantwortung in diesen Fragen, so sehr ihre einzelnen Glieder je nach der Tiefe und Innigkeit ihres vaterländischen Pflichtbewußtseins im besonderen um sie bemüht sein mögen, und so sehr zu wünschen bleibt, daß auch für diese Dinge tapfere und den Weg weisende Worte, führende und aufrichtende Gedanken von ihr aus die Jugend und das Land durchdringen. Die Bedeutung der Universität beruht für den deutschen Osten wie für jeden Teil Deutschlands einfach darauf, daß sie sich in ihrem vollen und höchsten Begriff als Universität lebendig entfalte. Es ist dabei nicht der Reichtum der wissenschaftlichen Unterweisung, der in erster Linie kommt. Unermeßlich ist, was an geistigen Kräften in dieser Hinsicht von der Universität aus allen Gebieten der Lebensarbeit mitgeteilt wird, unermeßlich auch die Dankesschuld, auf die sie bei ihren vielen Zöglingen und in dem ganze Kreise derer, denen die Arbeit dieser Zöglinge zu gute kommt, Anspruch besitzt. Aber wer vermöchte in wenigen Zeilen diese ihre Tat auch nur andeutend zu verfolgen! Auch die konstitutionellen Eigenzüge der Universität stehen hier nicht im Vordergrunde, die besondere Verfassung dieses kleinen Freistaates im Staate, die mit Recht eifersüchtig gehütet wird, aber nicht zu überflüssigen Gegensätzlichkeiten führen sollte. Gar zu leicht werden hier diejenigen am eifrigsten, in denen die charakteristischen Mängel akademischen Menschentums stark hervortreten. Selbst diese Verfassungszüge erscheinen uns von geringerer Bedeutung im Vergleich mit dem Großen, auf das es ankommt, mit dem sittlichen Wesen der Universität. Vor allem andern ist sie eine Welt von sittlichen Kräften, und auf deren Lebendigkeit beruht ihre Bedeutung. Die großen Institutionen des sittlichen Lebens, zu denen sie doch gehört, haben ihre Kraft durch die Gesinnung, die sie voraussetzen, und in der allein sie lebendig bleiben. Die Frage nach der Bedeutung der Universität behandelt ein Kapitel der nationalen Ethik.

Einen Inbegriff großer Pflichten bedeutet der Beruf des Universitätslehrers. Es sind die Pflichten des Forschers, des Kollegen und des Lehrers. Sie fassen sich zusammen in dem einen Satz: hier ist ein einzig und allein der Wahrheit gewidmetes Leben. Dies besagt die reine Hingabe an die Sache, die Sache des Erkennens. In dem Leben des Forschers kann es keinen anderen Herrn geben als die Aufgabe der Erkenntnis. Darum ist die Freiheit das Lebenselement der Wissenschaft, die Freiheit von allen Autoritäten, die gewisse Ziele gebieten oder gewisse Richtungen verbieten, die Freiheit von irgend welchen Rücksichten, die Schweigen oder Reden erzwingen wollen, die Freiheit zur Wahrheit allein. Die Freiheit von den irdischen Herren

bedeutet die Gebundenheit in unverrückbaren Gesetzen, den Gesetzen der Aufgaben selber. Denn jedes Gebiet der Forschung hat seine unaufhebbaren Voraussetzungen, die im Grunde nichts anderes sind als die Bestimmungen der Probleme selber. Die Wahrheit also, recht verstanden, besagt eine Tat des Denkens, eine ins Unendliche immer weiter schreitende Tat. Der Forscher ist in diesem Sinn nichts als der demütige Diener und Durchgangspunkt, etwas verschwindend Kleines vor der immer unermeßlicheren Entfaltung der Aufgabe in ihrer Unendlichkeit und etwas Großes doch durch diesen Dienst am Geiste, in dem allein Erkenntnis wachsen kann.

Die Universität aber ist nicht das Haus für einen Forscher, in dem das Ganze der Wissenschaft hervorträte, sondern die Vereinigung der vielen, deren jeder ein kleines Stück bearbeitet — und jedes kleine Stück ist schon wieder zu groß für eine einzelne Kraft. Die Wissenschaft verästelt sich immer weiter in fast unzählige Zweige. Die Universität sollte die Gesamtheit der Wissenschaft schaffenden Kräfte sein, aber sie ist es bei weitem nicht mehr. Gesamtheit ferner bedeutet auch Einheit. Die Glieder der Universität sollen sich in ihrer Zusammengehörigkeit wissen an einer großen gemeinschaftlichen Aufgabe. Dies begründet eine Gemeinschaft von einer Innigkeit und Tiefe, wie es wenige in der Welt gibt, — eine Gemeinschaft, die nicht ein äußeres Interesse zusammenhält, sondern allein die Sache der Wahrheit, eine Gemeinschaft, die als eine wahre Gemeinde der in demselben geistigen Dienste verpflichteten Glieder über die Zeiten sich fortsetzt und sich in demselben Sinne immer erneut. Keine Gemeinschaft sollte freier sein von kleinen Menschlichkeiten als diese, keine reiner in dem gemeinsamen Dienste der Idee ihr einziges Gesetz erkennen. Aber je stärker ein Beruf das Ganze der Persönlichkeit verlangt und ins Spiel der wetteifernden Kräfte bringt, um so heftiger dringen auch die kleinen Geister der Eifersucht, des Mißtrauens und des Neides ein. Jedenfalls liegt hier wieder eine große Aufgabe vor, die große Aufgabe, sich mit seiner Stellung im Ganzen der Wissenschaft zu begreifen, mit der Beschränkung und Ergänzungsbedürftigkeit der eigenen Aufgabe, und das Verhältnis mit den Mitarbeitern im Sinne einer brüderlichen Gemeinschaft am gleichen Dienste zu verstehen.

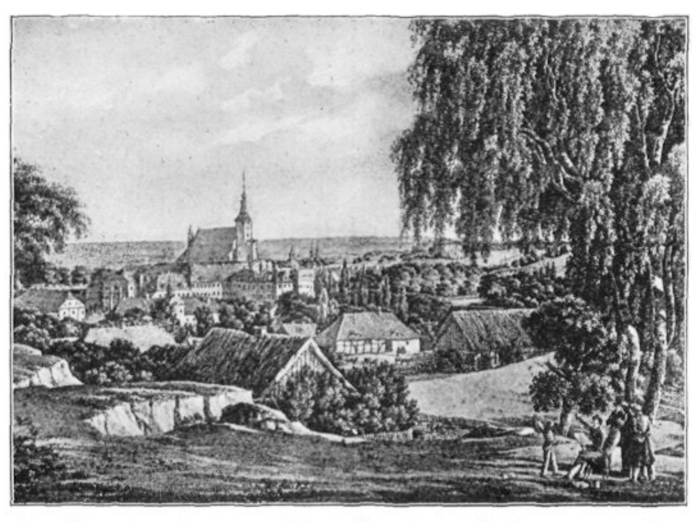
Die Lehre an der Universität beruht auf dem Grundgedanken, daß produktive Mittätigkeit an den Aufgaben der Wissenschaft die höchste Art des Lernens ist. Darum können nur wirkliche Schöpfer der wissenschaftlichen Gedanken im höchsten Sinne Lehrer der akademischen Jugend sein. Dies führt zu dem Verhältnis des Lehrers mit seinen Schülern, das seinerseits wieder, einzigartig in sich, ein ganz besonderes Stück Leben darstellt. Es hat sein ewiges Vorbild in dem von Sokrates geschaffenen Begriff der Lehr- und Lerngemeinschaft. Hier ist kein dogmatisches Uebertragen eines fertigen Wissens, sondern ein gemeinschaftliches Suchen. Hier ist der unwiderstehliche Zug der Liebe zur Jugend. Aber in der Jugend wird die Wahrheit geliebt, die in ihr entwickelt und hervorgebracht werden soll: der Lehrer der Stachel der Wahrheit, die Schüler ihre erlebenden Träger. In dem Ziel der zu erlebenden Wahrheit sind sie verbunden mit dem Ganzen ihres Wesens, mit dem innersten Interesse ihres Lebens. Die Universität sollte stets in sich den alten und ursprünglichen Begriff der Akademie, den der platonischen Akademie nämlich, lebendig erhalten, da in dem gemeinschaftlichen Suchen lebendiger Rede und Wechselrede die Wissenschaften erst entsprangen; denn in Wahrheit sind sie ja in beständigem Werden. Es gibt nichts Fertiges in ihnen. Nur diejenige Universitätsvorlesung hat ein Recht zum Dasein, welche etwas gibt, was ein Buch niemals geben könnte. Erst wenn das Zusammensein der Lehrer und Schüler in diesem Sinne lebendiger Wechselverkehr der Seelen ist, erfüllt die Universität ihren vollen Begriff. Dann erst ist sie eine Stätte des vollen und wahrhaftigen Lebens im Geiste und bleibt den Generationen der Schüler im Gedächtnis dankbarer Liebe als der Ort, an dem ihr Geist zu seinem wahren Leben erweckt ward.

So bedeutet die Universität denn endlich auch für ihre akademische Jugend einen Kreis der Gesinnungen und der Verpflichtung. Diese Jugend hegt ihre akademische Freiheit als ihr höchstes Gut. Unverkümmert soll ihr die freudige Ueberzeugung bleiben, daß die Schwelle der Universität überschreiten heißt in die Freiheit treten. Aber was ist diese Freiheit? Es ist die Abwesenheit eines jeden Zwanges von außen auf dem Wege ihrer vorbereitenden Arbeit auf ihren Beruf. Es ist die hohe Gabe der eigenen Verantwortung für ihr Weiterschreiten. Wahres geistiges Leben gedeiht nur in der Luft der Selbstbestimmung. So fällt nun alles Gängeln und alles Zwingen fort. Der junge Mensch ist sich selbst überlassen für seine Wahl und seinen Fleiß. Aber jede wahre Freiheit ist nur eine Form der Selbstdisziplin; Freiheit und Disziplin tragen und fordern einander wie die beiden Schalen an der Wage. Das

akademische Lernen soll Selbstbestimmung zur Geistigkeit, zur Energie der selbständigen forschenden Arbeit sein. Wehe, wenn es überhaupt nicht zum Lernen, zur Selbständigkeit, zur Geistigkeit kommt. Wer in diesem Sinne draußen bleibt, gehört überhaupt nicht zu den freien akademischen Bürgern, sondern zum ungeistigen Pöbel vor den Toren. Die akademische Freiheit bedeutet das Erwachen zu dem reinen Leben im Geiste, zur Freude an der Wissenschaft rein als solcher, an der Mitarbeit in keinem anderen Interesse als einzig dem am Erkennen und an der Wahrheit. Wehe der stumpfen Seele, die auch in diesem Sinn den Kreis des akademischen Lebens nie betritt, sondern für äußere Zwecke sich nur abrichten will, so schnell und so bequem wie möglich. Ihr wird die akademische Freiheit nicht das Mittel zur strengen Selbstdisziplin, zur Meisterschaft im Geistigen, in der allein Persönlichkeit sich gestaltet. Diese akademische Freiheit lernt sie niemals kennen, sondern verkennt sie für eine Hintertür zum Durchschlüpfen in die Welt ihrer Dumpfheit und Gedrücktheit. Die Freiheit des akademischen Lebens ist nur da, wo der Geist des höchsten gemeinsamen Ringens um die Ziele der Erkenntnis Lehrer und Schüler durchdringt. Nur da ist auch die Lebensluft der wahren akademischen Fröhlichkeit. Es gibt nur einen wahrhaften Genuß, den des Auswachsens in seiner vollen Kraft. Jedes Auswachsen aber ist Arbeit. Die geistige Arbeit, in der die Persönlichkeit sich zu sich selbst entfaltet, als höchster Genuß des Daseins — das war der Lebensgedanke der platonischen Akademie. Weil Jugend Auswachsen und Selbstentfaltung der Kräfte ist, darum ist sie die Zeit der Fröhlichkeit. Aber das müßte eine flach geartete Jugend sein, der das bloße Austoben physischer Kräfte genügt, und der nicht ihre beste Freude aus der Sammlung und dem Wachstum ihres geistigen Könnens quillt. Nur freilich liegt hier auch für die Lehrarbeit der Universität die Aufforderung, daß sie mehr als ein Mitteilen des Gewußten und als ein Schulen für die Zwecke des Lebens sei, daß sie vielmehr, je edler die ihr anvertraute Jugend ist, um so mehr ihr die Gewißheit gebe, daß sie unter ihrem Einfluß in ihrer besten Seele wächst und sich in ihrer feinsten Menschlichkeit findet. Die Universität soll mehr als eine Sammlung von Fachschulen, sie soll die höchste Erzieherin zur Persönlichkeit in der Nation sein.

Dies etwa sind die sittlichen Gesinnungen, durch welche die Universität lebendig bleibt als ein Lebenszentrum. Sie lebt durch die Freiheit für die Wahrheit, als eine brüderliche Gemeinschaft der Diener am Geiste, als die edelste Verbindung der Reiferen mit der Jugend, eine das ganze Dasein beherrschende Freundschaft im Erleben der Wahrheit, als der Ort des Heranwachsens der Jugend zum Geiste der Selbstverantwortung und Selbstbestimmung in der Teilnahme an der höchsten wissenschaftlichen Kultur. Ihre Bedeutung für das Leben beruht auf dieser ihrer Wesensart. Durch ihr Dasein hält sie unter allen den Kreisen einer eng gebundenen Menschlichkeit jenes höchste Ideal lebendig eines reinen Lebens im Geiste, dieses Lebens mit seiner Freiheit und Unabhängigkeit, seiner reinen Hingabe an die Sache, seiner Fröhlichkeit und seiner Innigkeit der schönsten menschlichen Verbindungen. Sie erhält den Geist lebendig als den Hort der Freiheit und des vollsten Lebens. Sie bereitet den Kräftevorrat für den vollkommenen Aufbau des menschlichen Kulturreichs in und über der Natur und läßt die Führer des nationalen Lebens heranwachsen in der Selbsterziehung zur Persönlichkeit durch den Dienst an den Aufgaben der Erkenntnis. Soll eine besondere Bedeutung für den deutschen Osten betont werden, so liegt sie darin, daß die ganze Höhe und Tiefe der deutschen Bildung nirgends so rein, so sehr in ihrem eigentlichen Geiste hervortreten sollte wie an diesen Grenzposten des Deutschtums. Der Gedanke der reinen Forschungsuniversität ist eine Schöpfung des deutschen Idealismus. Wilhelm von Humboldt war es, der ihn ins Leben hinüberführte, gerade als in jenen Zeiten der Not das zerbrochene deutsche Wesen sich wiederaufrichten mußte an seinem geistigen Reichtum und den Schätzen der Innerlichkeit. Sie bleiben für immer und in jeder Not und nationalen Gefahr die eigentliche und wahre Kraft des Deutschtums.

Die deutsche Lage in der Welt hat nach dem merkwürdigen Gange unserer Geschichte hierin ihre Verschiedenheit von der Lage aller anderen großen Völker, daß für uns die Erhaltung des kulturellen Zusammenhangs zwischen den Deutschen auf der Erde, die Erhaltung eines geistigen Reichs, die Bedeutung besitzt wie für andere Völker ihr Besitz an Land und Kolonien. Ueber die deutsche Zukunft ist immer noch nicht endgültig entschieden. Nur dies ist gewiß: Deutschland wird bleiben als die geistige Weltmacht, die es ist, oder es wird nicht bleiben. Darum bedeutet jede Arbeit an der Universität ein Stück Tätigkeit für die nationale Hauptpflicht der Selbsterhaltung des Deutschtums. Alle Glieder an der Universität sollen sich mit der Höhe ihrer Geistigkeit und Hingabe wissen im Dienste der höchsten nationalen Pflicht.



Neu-Zelle, der Kommersort der Frankfurter Studenten, um 1800

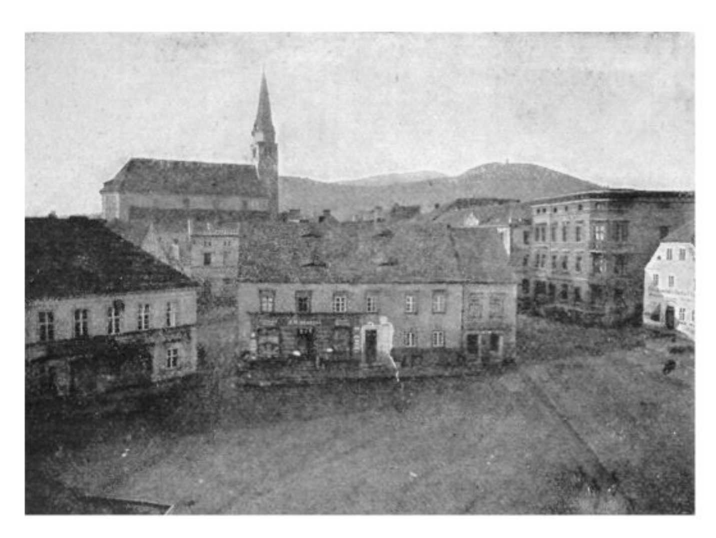
Zobten-Kommerse in alter Zeit

Von Dr. Georg Lustig in Breslau

„Studentenpracht" nennt sich ein Büchlein aus den dreißiger Jahren, das damals, gleich nach dem alljährlich stattfindenden Zobten-Kommers die Erinnerung an den Festzug der Breslauer Studenten dauernd im Gedächtnis festhalten sollte. Das Heftchen kennzeichnet das Interesse, das man dazumal dem großen Festtag der Studentenschaft von seiten der Bürgerschaft entgegenbrachte. Der prunkvolle Umzug der Musensöhne durch die alte, noch nicht lange vom Gürtel der Festungswälle befreiten Handelsstadt bedeutete mehr als ein fröhliches Studentenfest, er war zum Volksfeste geworden, und die Söhne der alma mater durchzogen an solchen Tagen die engen Straßen Alt-Breslaus auf sechsspännigen Wagen mit blinkendem Schläger und in buntfarbigem Wichs nicht wie Schüler der gelehrten Hochschule, sondern als wären sie Herren und Gebieter des Landes. Alles jubelte den kernigen, mutwillig und keck auftretenden Gestalten freudigen Beifall zu. „Studentenpracht" herrschte an solchen Tagen, wo man in langen Wagenreihen auszog, um am Fuße des alten, schlesischen Wahrzeichens, des Zobtenberges, einen fröhlichen Kommers nach studentischer Sitte zu feiern und den jugendlichen Frohsinn und Uebermut austoben zu lassen.

In der Tat waren die alten Zobten-Kommerse ganz eigenartig. „Das Vergnügen an zweckloser Torheit" — so urteilt Heinrich Laube als einstiger Breslauer Studiosus — „kommt vielleicht in unserem ganzen Vaterlande nicht so heiter zum Vorschein als bei jenen Zobtenkommersen."

Als die Frankfurter Studenten vor 100 Jahren ihre alte Musenstadt an der Oder verließen und zu Fuß oder auf den großen Oderkähnen zur neuen alma mater stromaufwärts zogen, da nahmen sie auch ihre alten Gebräuche und Einrichtungen mit. Von den alten Frankfurter Landsmannschaften (Kränzchen) lebten das preußische, das schlesische und das märkische wieder auf, freilich nur, um in den folgenden Kriegszeiten tiefgehende Wandlungen durchzumachen, die später (1819 und 1820) in den Absonderungen der landsmannschaftlichen Korps und der „Burschenschaft" ihren entwickelungsgeschichtlichen Abschluß fanden. Diese Frankfurter Studenten brachten auch als alten Brauch die alljährliche Feier eines großen Kommerses außerhalb der Stadt mit in die neuen Verhältnisse. Schon dort in Frankfurt wurde alljährlich ein feierlicher Auszug mit großem Gepränge gehalten. Man zog meist im Anfang des Juli nach Süden hinaus nach dem Städtchen Neu-Zelle. In einer Entfernung von 30 Kilometern in der Nähe der Oder gelegen und damals noch zum Königreich Sachsen gehörig, war dieses Städtchen mit seinem alten Kloster und seiner anmutigen Umgebung ein geschätzter Ausflugsort der Frankfurter Bürger. Heut fährt der Schnellzug nach Berlin zwischen Guben und Frankfurt a. O. dicht an der freundlichen Ortschaft vorüber. Die Kommersfahrt nach Neu-Zelle findet sich schon 1783



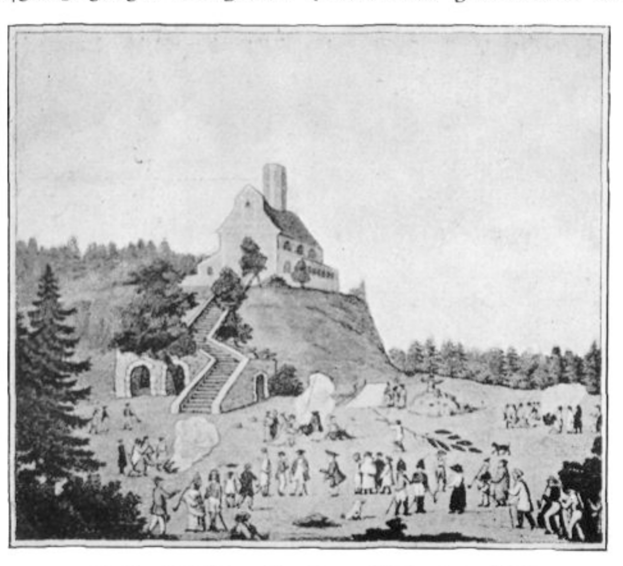
Der Marktplatz in Zobten, die Stätte der Zobtenkommerse
(Im Hintergrunde der Mittelberg mit der Bismarcksäule und der Zobtenberg)

in Frankfurter Studenten-Stammbüchern erwähnt, und als einst im Juni 1803 ein richtiger Studentenstreik ausbrach, da war es Neu-Zelle, das der grollenden Studentenschaft Frankfurts mehrere Tage hindurch als fideler Schmollwinkel dienen mußte, bis sich die Wogen des Aufruhrs gelegt hatten. Die vielen schönen Erinnerungen an die in dem frohen Kommersort verlebten Stunden erweckten nun auch in den nach Breslau Uebersiedelten den Wunsch, gegen Ende des Sommersemesters eine ähnliche Fahrt zu unternehmen. Und so fand bereits im ersten Lebensjahre der neuen Hochschule im Juli 1812, trotz der drohenden Kriegszeiten der erste gemeinsame Studentenausflug statt. Als Ziel ergab sich von selbst der blaue, einsame Bergkegel, der als Vorposten des Sudetenkammes herüberwinkt. Ein Augenzeuge dieses ersten Zobten-Kommerses von 1812, der ehemalige Zobtener Bürgermeister Wunderlich, begrüßte nach 50 Jahren die spätere Generation in einer festlichen Ansprache.

Die Kriegswolken wurden bald finsterer und drohender. Schon im folgenden Jahre, 1813, zogen die Breslauer Studenten zwar wiederum zum Zobten hinaus, aber nicht, um fröhliche Stunden bei froher Kommerstafel zu feiern, sondern um in ernster Arbeit sich zum Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes zu rüsten. Lützow sammelte seine Freischar in Zobten, und seinem Rufe folgten die meisten Breslauer Musensöhne. Die edle Begeisterung, die in Körners Weihelied im Rogauer Kirchlein ihren höchsten Ausdruck fand, gab auch für die fernste Zukunft dem Verhältnis der Breslauer Studentenschaft zu dem Städtchen Zobten am Berge eine höhere, festliche Weihe. Wenn es deshalb in einer späteren Eingabe an den Rektor um Bewilligung eines Zobten-Kommerses im Jahre 1839 heißt, daß die Zobten-Kommerse „zur Erinnerung an den Ausmarsch der Freiwilligen im Jahre 1813“ gestiftet worden seien, so kann dies als ein Beitrag für die Tatsache gelten, daß eine neue Zeit durch fromme Ueberlieferung alten Bräuchen gern eine tiefere Bedeutung verleiht, um sie heimisch und populär zu machen.

Kaum war der Kriegslärm verklungen, als auch die Studenten wieder ihre Zobtenfahrt unternahmen. Fast jedes Stammbuchblatt der folgenden Jahre, das dem scheidenden Studiengenossen gewidmet ward, enthält neben den Erinnerungen an gemeinsam verlebte Festlichkeiten und Abenteuer stets eine kurze Notiz an die Zobtenfahrt „mit den unsterblichen Witzen“. Das Vorspiel bildete jedesmal eine festliche Umfahrt in langen Wagenzügen durch die Straßen der Stadt Breslau. Bald gesellten sich Masken hinzu, und diese bildeten in den folgenden Jahren immer mehr den wesentlichen Bestandteil des Umzuges. „Die fidelsten Zobten-Kommerse“ sind nach Stammbuchnotizen von 1821 diejenigen von 1817 bis 1819 gewesen. Welcher Art die Maskierungen waren, werden wir aus späteren Berichten sehen, nur weniges ist den „Memorabilien“ d. h. Randnotizen der Stammbuchblätter, aus der ersten Zeit zu entnehmen, z. B. daß für die „Biertaufen“ in Zobten bereits als weiblicher Beistand eine weise Frau mitreiste, daß auch Teufels Großmutter dabei war, Ceres und Bacchus sogar sich in Person einfanden, oder daß die Wachen vor dem Präsidentenhause, „Lucifer“ und „Unsinn“, von denen wir noch erzählen werden, bereits 1819 eine ständige Beigabe des Festzuges

waren. Hinter Kleinburg hörte die „Studentenpracht“ für einige Zeit auf; die feurigen Rosse und stolzen Equipagen wurden mit Leiterwagen vertauscht, um die vier Meilen weite Fahrt etwas mehr dem meist recht dünnen Geldbeutel des damaligen Bruder Studio anzupassen. Nach einem fidelen und meist wohl recht lebhaften Nachtquartier in Mörschelwitz zog man am frühen Morgen zu Fuß im Städtchen Zobten ein, wo fast stets ein feierlicher Empfang stattfand, je nach den Erfahrungen, die Zobtens Bürger beim letzten Besuch mit ihren mutwilligen Gästen gemacht haben mögen. Den Höhepunkt des Festes bildete der Kommers auf dem offenen Marktplatze von Zobten, und in den frühen Morgenstunden vor Sonnenaufgang ging's mit Fackelbeleuchtung zu dem stattlichen Berggipfel hinauf, dessen waldumgebenes Plateau einen höchst eigenartigen Schauplatz für den Abschlußakt der „Zobtener Mummerei“ darbot. Dort oben spielt „ein Tannenbaum“ durch viele Jahre eine besondere Rolle, die leider nicht mehr näher zu erkennen ist; „mir grünte er zum letzten Male“, schreibt wehmütig ein bemooster Bursche zum Abschied ins Stammbuch des Freundes, zum Abschied, der in jenen Zeiten der trägen Postkutsche meist einen Abschied fürs Leben bedeutete.



Zobtenfahrt der Breslauer Akademiker 1826
(Biwack auf dem Zobtengipfel)
(Aus der Geschichte des Korps Borussia, Breslau 1911)

Es ist klar, daß eine solche Feier mit all ihren wechselnden Bildern und stimmungsvollen Szenen einen mächtigen, dauernden Eindruck bei allen Musensöhnen jener Zeit hinterlassen mußte. Sie war bald, wie es in Berichten heißt, der Studenten größtes und liebstes Fest. Es weht aus den damaligen Zobten-Kommersen der echte romantische Geist jener Zeit; war es ja doch die empfindungsselige Epoche studentischen Lebens, da man Nächte hindurch mit der Guitarre im Arm im Freien schwärmte und sich gegenseitig in gefühlvollen Worten ewige Brudertreue schwor, die Zeitepoche, für die man am Ende des Jahrhunderts die vielgebrauchte Bezeichnung „Biedermeier-Zeit“ erfand!

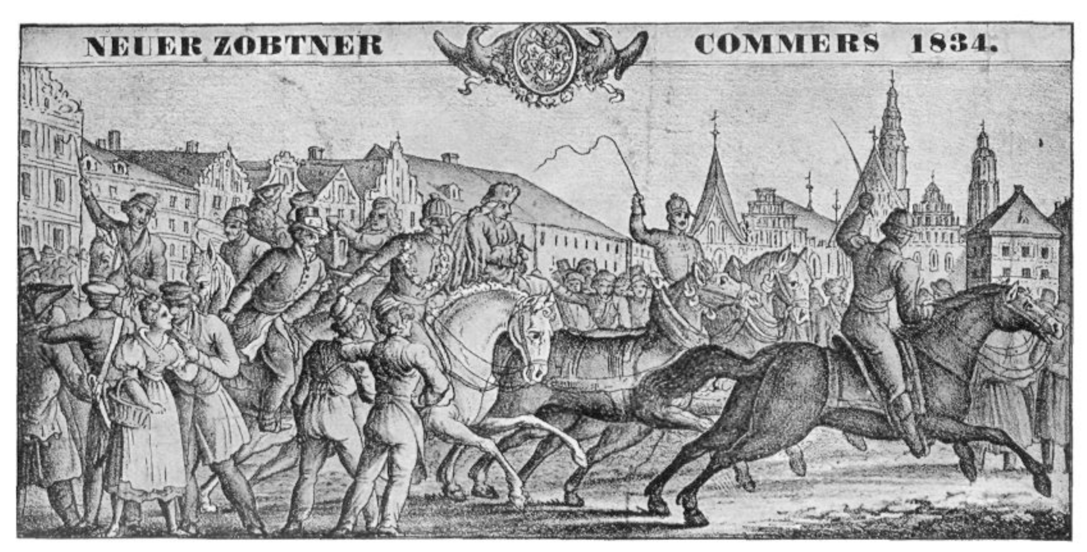
Obiges Bildchen aus jener Zeit, die einzige bildliche Darstellung einer Zobtenfahrt der zwanziger Jahre zeigt uns die Ankunft der maskierten und unmaskierten Studenten auf dem Zobtengipfel, dessen (1834 abgebrannte) Kapelle noch den damals neuerbauten, merkwürdig aussehenden Aussichtsturm — Belvedere genannt — trägt. Im Morgengrauen kommen sie aus dem Walde herauf, um oben bei flackerndem Biwakfeuer den Aufgang der Sonne zu erwarten und den Schmerz der Abschiedsstunde bei fröhlichen Scherzen und in übermütigem Treiben vergessen zu machen.

Eine köstliche Schilderung solcher Zobtenfahrt, die er 1833 miterlebte, gibt der Dichter Heinrich Laube, einst Burschenschafter in Breslau, in seinen „Reisenovellen“. Die „kommerschierende Provenze“ nennt er das dem Zobtenkommers gewidmete Kapitel, das uns heute als wertvolle zeitgeschichtliche Studie hochwillkommen ist.

„Man muß die Chaussee nach Schweidnitz hin — so erzählt er — gesehen haben an solchem Tage: der magere Beutel oder Kredit der Musensöhne reicht bei den meisten für Pferd und Wagen nicht weiter als bis zum nächsten Dorfe. Von da schleichen sich nun die heterogensten Masken auf endlose Bauernwagen: die Dirne sitzt hoch auf dem Leiterbaume, ledig des Kopfputzes, und das kecke, kurze Studentenhaar, der Schnurrbart und die Pfeife sehen wie ein anderes Geschlecht auf die kattunene Unterpartie. Brennend rote Dottoren aus Sevilla gehen jungen Schrittes auf dem Fußwege, tragen die Allongeperücke in der Hand und erquicken die Mähderinnen auf der Wiese mit kräftigem Ungar aus den Medizinflaschen, Mars hat sich einen Bauernklepper gemietet, singt tirolerisch und bittet die zu Fuß gehende Minerva, unter deren Göttergewande bedenklich irdische Pantalons zum Vorschein kommen, um etwas Schwamm (für die Pfeife). Der Besitzer des Gauls, welcher der Sicherheit wegen nebenher geht, trägt den unsterblichen Helm und die rote Tabaksblase.“

So gings am ersten Tage bis Mörschelwitz, wo man im Gasthaus Nachtquartier bezog. Nur der kleinere Teil konnte dort tatsächlich ein Quartier finden, die anderen durchschwärmten die Nacht bei Bier und Kartenspiel. In süßer Verwirrung — sagte Laube — konnte man hier die Kostüme und Gestalten erblicken. „Mars, ohne Mantel, hat seinen letzten Silbergroschen verloren, — Minerva, tief in Negligé, macht gute Taillen und ist voll Würde“.

Am frühen Morgen zog die übernächtige Karawane nach dem Zobten zu. Kurz vor der



Festzug auf dem Ringe in Breslau

Stadt ordnete sich der Zug, die Präsiden schnallten die Stürmer, d. h. die unförmig hohen Filzhüte, auf, zogen die großen Stiefel an und holten den Schläger aus der Scheide. Böllerschüsse begrüßten die neue Herrschaft.

„Denn Zobten verfällt — so erzählt der Dichter weiter — in voller Rechtswahrheit den neuen Eroberern. Am Tore harrt die Unschuld, die jedoch höchstens zehn Jahre alt sein darf, in weiß gewaschenen Gewändern mit grünen Girlanden und empfängt die Sieger — alles übrige Frauenzimmer ist aus der Stadt geflüchtet. Ich muß zugestehen, daß dieser Zug nicht ganz provencalisch ist. Auf dem Markt begrüßt der Herr Bürgermeister die neuen Herren mit einer Rede und übergibt ihnen die Stadt, sie wird in feierlicher Gegenrede übernommen, — das neue Regiment beginnt." Das Hauptquartier der Präsides, wo die homerischen Helden Rat halten, wird nun mit den Wachen besetzt. „Lucifer" und „Unsinn" in grimmiger Rüstung halten hier ihren Posten. Sie haben strenge Weisung, keine andere Auskunft zu erteilen, als die inhaltsschweren Worte: „Warum denn Dieses nicht!" und „Salomo sagt: Das Weib ist bitter." Drinnen aber im Zelte gings lustig her. Auf dem Hofe brannte ein großes Feuer. Daran wurde ein ganzer Hammel gebraten — Homer würde sagen: ein Schöps — und es erhoben sich voreilig mancherlei Finger nach dem lecker bereiteten Tiere. — Auch tranken sie Gorkauer Lagerbier aus stattlichen Gläsern, und die Zeit verstrich ihnen lieblich; besonders Ajax aus der Gegend von Hundsfeld beteuerte öfter, er befände sich komfortabel. Kam dann auch Kunde von einzelnem Aufruhr und von Entzweiung der Völker, man ließ sich nicht stören. Verklagte und Kläger blieben rasten im Zelt des Atriden, besonders als die Wirtin des Hauses anhub, den Schöps zu tranchieren.

Als Helios mit dem flammenhufigen Gespann tiefer hinabgeeilt war gegen die sächsische Grenze, begann die eigentliche solenne Siegesfeier auf offenem Markte, welche genannt wird der Zobtener Commersch — erzählt es, ihr Sterne, wie ihr die Helden noch trinken sahet und hörtet am späten Abend. Es zitterten die kleinen Häuser, aber die Herzen der Argiver lachten, und niemand erkältete sich."

Noch in der dunklen Nacht zog Laube mit seinen Gesellen, „denen der Göttervater die Kraft noch erhalten hatte", im Mondschein nach dem Berggipfel. Dort oben traf diesmal das bunte Studentenvolk mit wallfahrenden Landleuten zusammen, — es ist also am Kirchweihtag des Zobtenberges, am ersten Julisonntag, gewesen, — so versank das homerische Epos hinter ihnen, und die Gedanken kehrten notgedrungen zur Gegenwart zurück.

Vom Zobtenkommers des Jahres 1836, also drei Jahre später, besitzen wir gleichfalls einen getreuen Bericht aus berufener Feder, der unser besonderes Interesse erweckt, weil



Gruppe: Homöopathie und Allopathie (1834)



Gruppe: Homöopathische Küche (1834)



Der Geldschneider (1834)



Auf dem Marktplatz in Zobten
(rechts der „blaue Hirsch“)



Biwack auf dem Zobtengipfel
(1834)



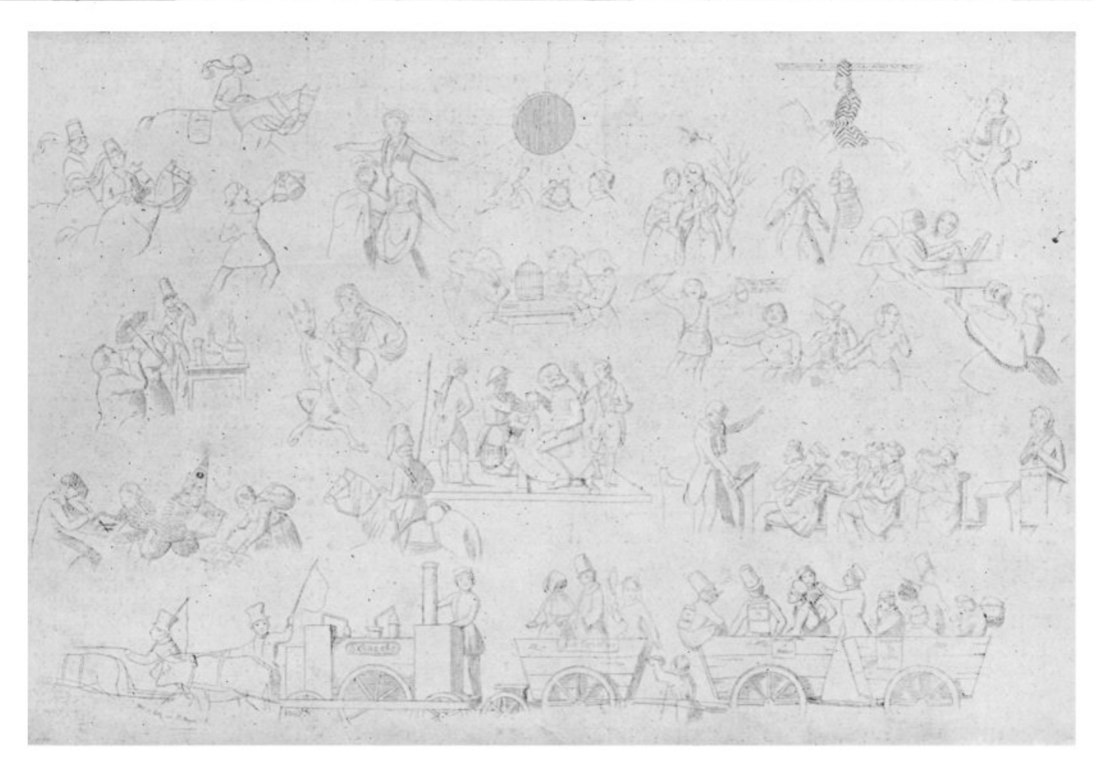
Der Tabakskönig (1834)

dieses Fest für das Leben unseres größten heimatlichen Dichters eine gewisse Bedeutung gewann. Es ist Gustav Freytag, der Sohn des Bürgermeisters und früheren Arztes von Kreuzburg, der seit Ostern 1835 die Breslauer Hochschule besuchte. In seinen „Erinnerungen aus meinem Leben“ erzählt er, wie er als Korpsbursch der Borussia das studentische Leben jener Zeit drei Semester lang durchkostete, und fährt dann fort:

„Da beschloß die akademische Jugend, wieder einmal nach längerer Zeit den großen Zobtenkommers (1836) zu begehen: feierlicher Auszug und Fahrt von vier Meilen nach der kleinen Stadt Zobten am Fuße des Berges, großer Kommers auf offenem Markte der Stadt, zuletzt Besteigen des Berges. Für diesen guten Zweck wurden während der Festzeit die ärgerlichen Händel zwischen den Verbindungen als nicht vorhanden erklärt. Die Präsiden wurden von den Verbindungen gestellt, auch ich war einer davon und trug das Festkostüm, einen unförmig hohen Zweistutz mit Silberagraffe, welcher Stürmer hieß, beschnürtes Kollet, ungeheuere Kanonenstiefeln, an der Seite den Glockenschläger. Ich schlug auf dem Markte von Zobten mit der Klinge gebietend auf den Tisch und sammelte, als der „Landesvater“ gesungen wurde, die Studentenkappen auf dem Schläger, stieg auch nach dem Kommers unter Fackelschein in meinen großen Stiefeln den Zobtenberg hinauf — keine bequeme Arbeit — trank oben mit anderen fröstelnden Helden in einer Mooshütte den Kaffee und sah verschlafen die Sonne über Schlesien aufgehen. Das wäre nun ganz in der Ordnung gewesen; aber als wir nach der Oderstadt zurückkehrten, wurde eine Untersuchung gegen die Leiter des Festes eröffnet, zuerst wegen gewisser Versäumnisse bei der Anmeldung, wobei auch ich mit dreitägigem Kerker bedacht wurde, dann aber auch wegen der Verbindungen selbst, welche, gesetzlich verboten, in Wirklichkeit geduldet wurden, bis sie sich wieder einmal zu übermütig rührten. Diesmal wurde gründlich aufgeräumt und fast sämtlichen Korpsburschen der Rat erteilt, die Universität zu verlassen. Danneil (sein engerer Freund) und ich blieben glücklicherweise von dieser Mahnung verschont, wahrscheinlich, weil der Senat von unserer Unschädlichkeit überzeugt war.“

Trotzdem erwirkte sich Freytag von seinem Vater die Erlaubnis, in Berlin weiter zu studieren, und siedelte im Herbst 1836 mit einigen Breslauer Studiengenossen dorthin über.

Während bildliche Darstellungen des Breslauer Studentenlebens jener Zeit sonst garnicht existieren, erfreuen wir uns gerade bezüglich der Zobtenkommerse einer reichen Anzahl von Bildern, die den beiden Broschüren zur bleibenden Erinnerung an die Feste von 1834 und 1842 entnommen sind. Das oben erwähnte Schriftchen „Studentenpracht“ von 1834 ist nämlich mit einem Bilderbogen versehen, der die im Text geschilderten Maskengruppen eingehend darstellt. In zehn sechsspännigen Wagen fuhren die an dem „Stürmer“ kenntlichen Präsiden voraus, der mit seinem schwarz und weißen Federbusche nach H. Laube („Reisenovellen“ Kap. 3) an die vier Fuß rheinländisch Maß (1,20 Meter) gemessen haben soll. Ihnen folgten nicht weniger als 41 Gespanne, hier eine Bauernhochzeit, dort Karikaturen der neuesten Opern z. B. „Templer und Jüdin“ oder „Freischütz“. Zeitgemäß erschienen die „Homöopathie und Allopathie“, vertreten durch je einen ihrer Jünger, die sich um einen Kranken eifrig, aber erfolglos



Bilderbogen zum Zobten-Kommers von 1842 gezeichnet von Ph. Hoyoll
(Einzelne Bilder vergrößert auf dieser Seite und Seite 535)

bemühten, der eine mit seinen winzigen Kügelchen, der andere mit einer Suppenkelle. Dann kam ein Wagen, dessen Aufschrift „Ueb immer Treu und Redlichkeit“ größten Beifall unter der Menge hervorrief, weil die darin untergebrachten Geldbeschneider im grellen Gegensatz zu jenem Plakat mit großen Scheren Geldstücke verschnitten. „Der ganze Witz schien populär zu sein“ — sagt die Broschüre — „denn der Beifall wollte kein Ende nehmen.“ Auf eine Gruppe von über und über mit Spielkarten beklebten Whistspielern folgte ein stolzer Reiter; sein weiter Mantel (Abb. S. 532) war in launiger Weise aus Tabaksetiketten zusammengeklebt. Dieser „Tabakskönig“ gab — ein Zeichen der Zeit — den Anlaß dazu, daß der Maskenumzug der allgemeinen Zobtenkommerse für lange Zeit verboten blieb, weshalb auch Gustav Freytag bei seiner Zobtenfahrt keine Masken erwähnt. Bekanntlich war das Rauchen auf den öffentlichen Straßen und Plätzen damals bis 1848 verboten, und so konnte an sich schon eine politische Anspielung in dem „Tabakskönig“ erblickt werden. Dazu kam, daß in den Etiketten vom „Königskanaster“ eine Verhöhnung des Königstum erblickt worden war. Den Abschluß des prächtigen Zuges bildete ein humorvolles Wettrennen, eine Karrikatur auf das neueste Tagesereignis, das erste Wettrennen des 1834 begründeten „Schlesischen Vereins für Pferderennen und Thierschau“. Den guten Breslauern hat dieser echte Studentenulk viel Spaß bereitet. Die weiteren Zeichnungen (Abb. S. 532) geben ein Bild des Treibens auf dem Zobtener Marktplatz (vor dem „blauen Hirsch“) und auf dem Berggipfel, wo man bei traulichem Feuer dem Aufgang der Sonne in kühler Sommernacht entgegenharrt.



Lehr- und Hörfreiheit

Eine feinere, künstlerische Darstellung der Maskengruppen einer Zobtenumfahrt bieten uns die Zeichnungen der zweiten Broschüre: „Die Zobtenfeier von 1842“. Die trefflichen Bildchen lassen die Hand eines Künstlers erkennen; es ist der Maler Ph. Hoyoll, der im Jahre 1848 in Breslau eine politische Rolle gespielt hat. Trotz der üblen Erfahrungen der letzten Jahre zeigen die hier gezeichneten Maskengruppen bereits wieder eine recht ausgeprägte politische Tendenz, freilich neben harmlosen, zeitgeschichtlichen Scherzen und Parodien. Ein schwarz und weiß gestreifter Wegweiser eröffnet den Zug. Die Inschrift seiner langen Arme lautet: „Ueber Saufenfels nach Zobten“ und „Ueber Katzenjammer nach Breslau“. Ihm folgen die 20 Präsiden, je zwei und zwei in vierspännigen Wagen. Dann kommt ein „wirklicher“ Eisenbahnzug. Das neueste Ereignis der ersten schlesischen Eisenbahn von Breslau nach Ohlau mußte den Spöttern zu fröhlichem Scherz herhalten. Auf einem Möbelwagen ist die von 6 Pferden und 2 Ochsen gezogene Lokomotive, „Schnecke“ genannt, untergebracht, drei Kärrnerkarren, mit buntem Papier verklebt, zieht sie mühsam hinter sich her und allerlei Volk, gegen die Feuersgefahr einer Eisenbahnfahrt damaliger Zeit laut Plakat auf ihrem Rücken versichert, sind die Passagiere. Gräfenberger Wassertrinker, oder eine totale Sonnenfinsternis, spiegeln die Tagesgespräche wieder; so auch eine Karrikatur des „Berliner Damenkönigs“ Franz Liszt, dem voll Begeisterung die Breslauer Damenwelt zujubelt. Amors Ausverkauf, „um zu räumen“, gilt einigen stattlichen Jungfrauen, die verschwenderisch ihre Kußhändchen an die Menge verteilen. Die „Lehr- und Hörfreiheit“ gibt bereits ein Bild der politischen Zeitströmungen jener Jahre, noch mehr die Darstellung eines eifrig mit schwarzem Pinsel arbeitenden Zensors. In gleichem Sinne wird der „Deutsche Michel“ verspottet. Sinnend sitzt er und philosophierend in buntgeflicktem Rock auf seinem Schaukelpferdchen, bewacht von fremdländischen, bezopften Diplomaten, während der ihm zur Seite reitende Kosak ihn hin und wieder die Knute fühlen läßt. Daß man die Zobtenkommerse in der Folgezeit wieder mit einigem Mißtrauen betrachtete, wird nach diesen Proben kecker politischer Anspielungen nicht weiter wundernehmen. Daß man sie trotzdem duldete, war ja nur eine Folge des Regierungsantritts des Königs Friedrich Wilhelm IV.; mit diesem Ereignis hörten auch die andauernden Untersuchungen gegen die Studentenverbindungen auf, die Friedrich Wilhelm III. grundsätzlich und ohne Unterschied unterdrücken zu müssen glaubte, nicht etwa erst seit der burschenschaftlichen Bewegung, sondern bereits seit seinem Regierungsantritt. In Frankfurt a. O. wenigstens waren schon 1798 alle Studentenverbindungen aufgehoben und verboten worden. Freilich haben sie niemals aufgehört, mehr oder weniger offen zu bestehen.

In den folgenden Jahrzehnten sind die gemeinsamen Kommerse der gesamten Studentenschaft allmählich wohl immer seltener geworden. Je größer die Anzahl der Breslauer Musenjünger wurde, desto mehr teilten sie sich in Gruppen, die sich in engeren Kreisen abschlossen, gemäß den Grundsätzen ihrer Einzelverbindungen oder der in ihnen vertretenen Weltanschauung. Den Zobtenkommers aber ließ sich keine dieser Gruppen nehmen, wenn sie ihn auch nicht mehr so häufig gemeinsam feierten. Es kann auch nicht behauptet werden, daß die Harmonie ihrer gemeinsamen Feste stets eine ungestörte war. Schon in den dreißiger Jahren war es vorgekommen, daß beim Kommers auf dem Zobtener Marktplatz ein Redner ein Hoch auf die deutsche Einheit ausbrachte, während die andere Seite der Tafel schwieg, bis ihm von jener Seite ein „Vivat dem gütigen Landesvater“ entgegengestellt wurde, bei dem die Mützen der andern Gruppe umso höher in die Luft flogen. So kam es auch vor, daß sich infolge eines Zobtenkommerses (1847) eine neue Verbindung (Burschenschaft Marcomania) von der alten loslöste.

Daß der jugendliche Frohsinn über die erlaubten Grenzen hinausging, ist wohl zu allen Zeiten hin und wieder einmal vorgekommen, ohne dem Ganzen dauernden Schaden zu tun. So wurde z. B. Ende der dreißiger Jahre eine Untersuchung eingeleitet, weil auf dem Marsche von Mörschelwitz nach Zobten von einem Wegweiser der preußische Adler mutwillig abgeschlagen und in einer Dorfschule der Unterricht in recht unfriedlicher Weise unterbrochen worden war. Der nächtliche Kommers auf offenem Markte mag auch oft genug die Geduld der Zobtener Einwohner auf eine harte Probe gestellt haben, aber immer haben diese eine wohlwollende Nachsicht gegenüber den Breslauer Studiosen geübt, mit denen sie ein uralter Brauch seit Großvaters Zeiten auch heute noch verbunden hält.

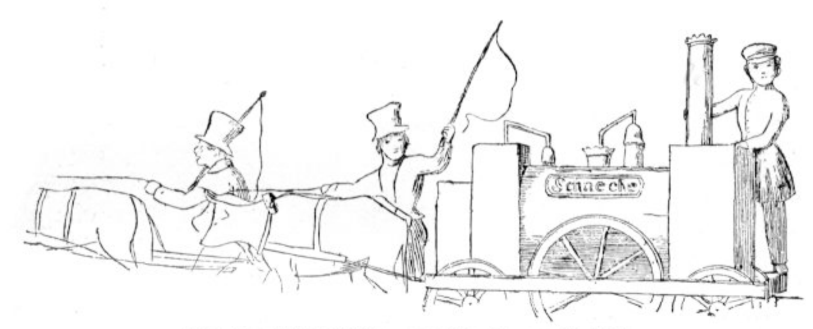
Es mag in den letzten Jahrzehnten wohl kaum ein Jahr ohne Zobtenkommers vergangen sein. Bildliche Darstellungen finden sich freilich nicht mehr, ein Beweis, daß in der stetig wachsenden Großstadt das studentische Wesen und Treiben nicht mehr die große Bedeutung von einstmals besaß. Aber in den Andenken und Erinnerungen der einzelnen Verbindungen spielt die „Zobtenfahrt“ noch



Der deutsche Michel



Die Zensurbehörde



Die neue Eisenbahn von Breslau nach Ohlau



Die neue Eisenbahn von Breslau nach Ohlau

Bilder zum Zobten-Kommers von 1842

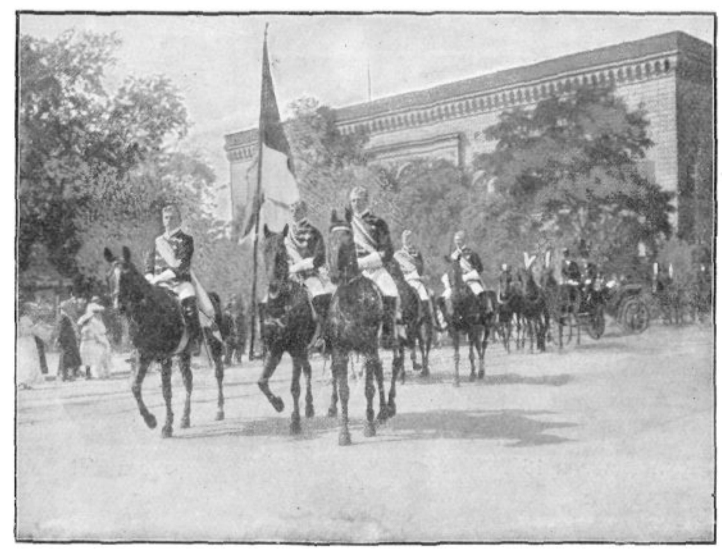


Siehe den Bilderbogen auf Seite 533

überall eine große Rolle. Indessen kam ein allgemeiner Zobtenkommers seitdem noch zweimal zustande. Am 23. Juli 1881 sah man wieder die langen Wagenzüge in scherzhaften Gruppen unter großem Jubel durch die Straßen Breslaus zum gemeinschaftlichen Zobtenkommers ziehen, zum letzten Male vereinigte (1907) die Einweihung der Bismarcksäule die Vertreter aller Studentenverbindungen zu gemeinsamer Fahrt nach dem Zobten. Galt dieser Tag doch den Manen des einstigen Studenten Bismarck, des Gründers des deutschen Reiches, der das Sehnen der deutschen Jugend, deren Jugendtraum, erfüllt hat. Wer heute dem Zobten sich naht, dem winkt als erster Gruß vom Mittelberge herab der kraftvolle Bau der Bismarcksäule entgegen. Mit ihrer Errichtung aus den Sammlungen der Breslauer Studentenschaft und ihrer einstigen Zugehörigen hat die alma mater dauernd festen Fuß an der Stätte gefaßt, mit der ein Jahrhundert sie eng verknüpft hat. Das Städtlein aber, auf das wir von dort herniederschauen, ist ausgezeichnet vor anderen seinesgleichen. Es hat die Jünglinge gesehen, die einst in dem Kampfe für die Freiheit hinauszogen und die nach der Rückkehr in frohem Jugendmut wieder hier Einkehr hielten. Manchen sah es, dessen Name später — sei es als gefeierter Dichter, sei es als Staatsmann oder Gelehrter — die deutsche Welt erfüllt hat. Es sah die Sehnsucht der deutschen Jünglinge nach dem einigen Reich, viele darunter, die aus den Kämpfen für das hohe Ziel nicht wieder heimkehren sollten, und endlich sah es die Freude der späteren Generation, der es vergönnt ist, die Früchte der schweren Zeiten zu genießen! Wie der Ahne einst fröhlich zum Zobtenberg hinauszog, so ist es heute des Enkels und Urenkels Freudentag, wenn er im Kreis froher Studiengenossen die Zobtenfahrt festlich begeht. Geschlechter folgen Geschlechtern. Für alle aber wird die Erinnerung an die Tage des Zobtenkommerses unauslöschliche Bilder frohen Gedenkens an die Studienzeit bis ins hohe Alter hinterlassen. Das Bild des grünen Schlesierberges wird ihnen allen in Erinnerung bleiben, wie es einst den Jünglingen der Romantik im Gedächtnis nachklang: ein Sinnbild fröhlicher Studentenzeit und unerschöpflicher Jugendkraft!



Einweihung der Bismarcksäule auf dem Mittelberge bei Zobten am 21. Juni 1907



Studenten-Umzug durch die Stadt Breslau (1904)



Entwurf für die neue Rektorkette der Universität Breslau von Sigfried Haertel



Aula und Musiksaal der Universität Breslau

Von Geheimrat Professor Dr. Foerster in Breslau

In der Aula und dem Musiksaale besitzt unser Universitätsgebäude Festräume, wie sie keine andere deutsche Universität aufweisen kann. Wie das Gebäude selbst, so stellen auch diese beiden Säle die Höhe der Barockkunst in Schlesien dar. Beide tragen als Erzeugnisse der Jesuitenkunst zugleich sakralen und repräsentativen Charakter.

Es verstand sich von selbst, daß die Jesuiten alles daran setzten, sowohl die Aula, den Raum für die akademischen Feierlichkeiten, insbesondere die Promotionen, als auch den Musiksaal, das Oratorium Marianum der Congregatio Latina Maior Beatae Virginis, in hervorragendem Maße künstlerisch auszugestalten, vor allem mit sinnvollem malerischen Schmuck zu versehen.

Als Künstler wählte der Rektor des Kollegs, Franz Wentzl, dem die Sorge für den ganzen Bau oblag, für beide Räume einen jungen mährischen Künstler, Johann Christoph Handke, der sich in seiner Heimat an gleichartigen Aufgaben, wie der Ausmalung der Aula des Jesuitenkollegs von Olmütz und der Kapelle des zugehörigen Konviktgebäudes, bewährt hatte.

Er begann 1732 mit der Aula. Sie bot ihm einen dreiteiligen Raum dar: Apsis oder Koncha, Mittelfeld, Sängerchor.

In der Apsis wird das von Engeln getragene Gebäude samt den Szeptern durch den Schutzpatron der Universität, den heiligen Leopold, dargebracht der Gnade der Jungfrau Maria, die umgeben ist von den Schutzheiligen Schlesiens, Johannes dem Täufer, Joseph, Hedwig, sowie dem Stifter und dem Apostel des Jesuitenordens, den 200 Jahre zuvor heilig gesprochenen Ignatius von Loyola und Franziskus Xaverius.

Im Mittelfelde thront als die Lenkerin der Universität die göttliche Weisheit. Von ihr empfangen alle ihre Erleuchtung. So zunächst die auf die vier Seiten der Decke verteilten Evangelisten, die großen Lehrer der Kirche, Hieronymus und Papst Leo der Große, Ambrosius und Augustinus, Gregor der Große, der heilige Aloysius und die Schutzheiligen der beiden an der Universität vertretenen Fakultäten, Thomas von Aquino und Catharina von Alexandrien; sodann die großen Meister aller Weisheit und Kunst von Moses bis auf Sylveira herab, deren Brustbilder sich in Medaillons zwischen den Fensterwänden befinden (letztere nicht, wie die Decke, in wirklichem Fresko, sondern in fresco secco, wie es scheint von der Hand der Gehilfen Handkes gemalt). Der göttlichen Weisheit dienen auch — die Verbindung mit den Wänden herstellend — die sieben freien Künste nebst fünf Vertreterinnen der anderen artes, welche im Gebäude eine Stätte gefunden haben, der Typographie, Malerei, Plastik, Pharmazie und Poesie.

Ueber dem Sängerchor schwebt die Weltweisheit in Gestalt einer Pallas vom Himmel herab mit Genien, welche des Segens Fülle bringen der Silesia, die vom Oderstrom Viadrus und der Bratislavia umgeben ist, und ihren beiden höchsten Vertretungen, der Suprema Curia und der Camera, dem höchsten Gericht und der Oberverwaltung.

Unter dem Sängerchore sind Gruppen musizierender Engel, wieder in fresco secco, gemalt.

Oberhalb der Fakultätslogen malte der Künstler wie in der Aula von Olmütz, in Oel die Bildnisse der Päpste und Kaiser, welche sich um den Jesuitenorden, insbesondere um das Collegium verdient gemacht hatten, sowie des Bischofs von Breslau und des Ordensgenerals. Es waren dies die zwei Päpste Urban VIII., unter dessen Pontifikat 1638 die erste Residenz vom Orden in Breslau eingerichtet worden war, und Clemens XII., unter dem der Bau des Collegiums und der Aula erfolgte; die vier Kaiser und Könige, Ferdinand III., der Vater Leopolds I., des Gründers der Universität, Ferdinand III., der zuerst dem Orden Aufnahme in Habsburgs Landen gewährt hatte, Rudolf II., unter dem die Jesuiten zuerst 1581 ihre Missionstätigkeit in Breslau begonnen hatten, und Franz von Lothringen, der künftige Eidam Karls VI. und Erbe der Kaiserkrone und aller österreichischen Länder; Kardinal Philipp Ludwig Graf von Sinzendorff, Bischof von Breslau, und Pater Franziscus Retz, General des Jesuitenordens zur Zeit des Baues der Aula. Vier von diesen Bildnissen, nämlich die des Papstes Clemens XII., des Kaisers Rudolf II., des Pater Retz und des Kardinals Sinzendorff, wurden im Laufe der Zeit durch andere ersetzt, nämlich durch die des Rektors Wentzl, — dieses wurde 1758, bald nach seinem Tode, von Thomas Schöller gemalt — Friedrichs des Großen, des Grafen Carmer und des Grafen Hoym, der beiden ersten Kuratoren der Universität nach der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen. Daß auch jene acht Bildnisse von Handke gemalt sind, zeigt die Uebereinstimmung ihrer Malweise mit den entsprechenden, bezeugtermaßen von Handke herrührenden Bildnissen der Aula von Olmütz.

Zu den Gemälden gesellen sich plastische Bildwerke. Zunächst die drei Statuen in der Apsis. In der Abschlußnische schaut das Sitzbild Leopolds I., von dem die Aula ihren Namen trägt, herab, umgeben von den Verkörperungen der Tugenden, auf welche er sich und seine Herrschaft gründete, Consilium und Industria. Weiter vor stehen zu beiden Seiten die Standbilder seiner Söhne, des kraftvoll-milden Josef I. mit der Devise „Amore et Timore" und Karls VI., des letzten Sprossen aus dem habsburgischen Mannesstamme. Auf der entgegengesetzten Seite blickt von der Mitte der Brüstung des Sängerchors die Büste des Grafen Johann Anton von Schaffgotsch, des Direktors des Oberamts und Vertreters des Kaisers bei der Grundsteinlegung des Gebäudes.

Kein Wunder, daß sich in der Malerei mehr als ein Anklang an eines der letzten vorangegangenen Werke Handkes, die Fronleichnamskapelle in Olmütz, bekundet. Hier wie dort derselbe Schwung der rauschenden Gewänder, die Bevorzugung lichter, luftiger, gleichsam durchsichtiger Gestalten, Vorliebe für blasse Gesichter, für blaue und grüne Farbentöne in den Fresken, für dunklere Farben in den Oelbildern. Hier wie dort Uebergang von Malerei zur Plastik. Hier wie dort aber auch dieselbe technische Meisterschaft in der Behandlung der Perspektive und dasselbe dekorative Vermögen. Mag auch im Einzelnen manches weniger befriedigen, der Anerkennung, daß alles zu einer harmonischen Gesamtwirkung zusammengestimmt sei, wird niemand sich entziehen können. Wenn man gar an einem sommerlichen Abend, wo die Sonne ihre letzten Lichter auffsetzt, in dem Raume ist, da kostet es Mühe sich dem Zauber des Werkes zu entziehen und man kann nicht scheiden, ohne das Gefühl tiefen Dankes für den Schöpfer des Werkes, das heut durch eine pietät- und verständnisvolle Wiederherstellung von Neuem in seinem ursprünglichen Glanze strahlt.

Das gleiche gilt von dem ein Jahr später — 1733 — gemalten Musiksaale. Wie Ignatius von Loyola sich die Himmelskönigin zur Schutzpatronin erkoren und Franziskus Xaverius dem Orden die Pflege des Marienkults eingeschärft hatte, so wurden auch an der Jesuitenanstalt in Breslau zwei der Marienverehrung geweihte Kongregationen gebildet, die eine für die vier Unterklassen, wir würden sagen, die Gymnasiasten, die andere für die Theologi et Philosophi, die Studierenden. Zum Oratorium der letzteren, Congregatio Latina Maior Beatae Virginis, war der heutige Musiksaal bestimmt. Was ihn zunächst von anderen Barockbauten scheidet, sind seine Verhältnisse. Während der Barock sonst wie die Gotik auf Höhenausdehnung Bedacht nimmt, ist der Saal im Verhältnis zur Länge und Breite niedrig. Die Erbauer haben es selbst empfunden, aber nicht zu ändern vermocht. Der Bau des Kollegiums mußte, um alle Raumbedürfnisse zu befriedigen, in diesem Teil vier Stockwerke hoch geführt werden und ließ für dieses Oratorium, über dem

noch das andere Platz finden mußte, keine andere Höhe zu.

Weil kirchlichen Zwecken dienend, nach Westen orientiert, gliedert sich der Raum in zwei Hauptteile, das Presbyterium und das Schiff. Die Decke des Presbyteriums, zu welchem einst vier Stufen aus schwedischem Marmor heraufführten, ruht auf vier freistehenden Säulen von rotem Marmor. Ihre Kapitelle sind mit Engelsköpfen geschmückt. Auf den Kämpferplatten sitzen ebenfalls vier anmutige Engel. Die Rückwand wird durch zwei hermenartige Pfeiler eingefaßt, deren Schaft großenteils durch die Flügel eines Seraph gedeckt wird und auf denen je zwei Engel mit den priesterlichen Symbolen (Stola und Wedel, Buch und Schlüssel) sitzen. Vor der Rückwand stand einstens ein prachtvoller Altar.

Die flachbogige Decke des Schiffes ruht auf den muschelförmigen Konsolen, welche sich oberhalb der ebenfalls mit Engelsköpfen aus Sandstein geschmückten Kapitelle der aus Stuckmarmor gebildeten, aufs feinste abgetönten Wandpilaster befinden. Aus ihnen ragt akanthusartiges Gerank, aus Stuck gebildet. Auch die Wölbungen sind mit solchem blattartigen Gerank verziert, desgleichen die Fensterleibungen, nur daß in diesen die linearen Muster vorwiegen, durchweg in solcher Mannigfaltigkeit, daß dasselbe Motiv sich immer nur an den zwei einander genau entsprechenden Stellen findet. Nirgends Ueberladung, überall rhythmisches Spiel der Linien und Farben von höchstem Reiz. Innerhalb der an das Presbyterium und die Empore anstoßenden Wölbungen sind Medaillons für plastische Arbeiten ausgespart. Die in die Wölbungen schneidenden Stichkappen sind der Malerei überlassen. Ebenso naturgemäß die großen Flächen der Decke selbst. Auch das Schiff gliedert sich in zwei Teile, da an der Westseite eine für den Sängerchor und die Orgel bestimmte Empore eingebaut ist. Unter ihr befanden sich einst die Beichtstühle. Das Ganze bietet ein wunderbares Zusammenspiel von Linienschwung und Farbentönen, in dem das Einzelne nur der Gesamtwirkung dient, daher auch nicht für sich, sondern nur als Teil des Ganzen gewürdigt sein will, weil es zum Ganzen strebt, in dem Architektur, Plastik, Malerei, dazu auch die Musik, sich die Hand reichten. Und von dieser Harmonie, zu welcher alle dekorativen Teile zusammenstreben, ist keineswegs die Seele des Ganzen, der geistige Gehalt, wie er sich in den Gemälden ausspricht, ausgeschlossen. Im Gegenteil, dieser Gesamtgehalt ist anziehender als die hier und da flüchtige Einzelausführung.

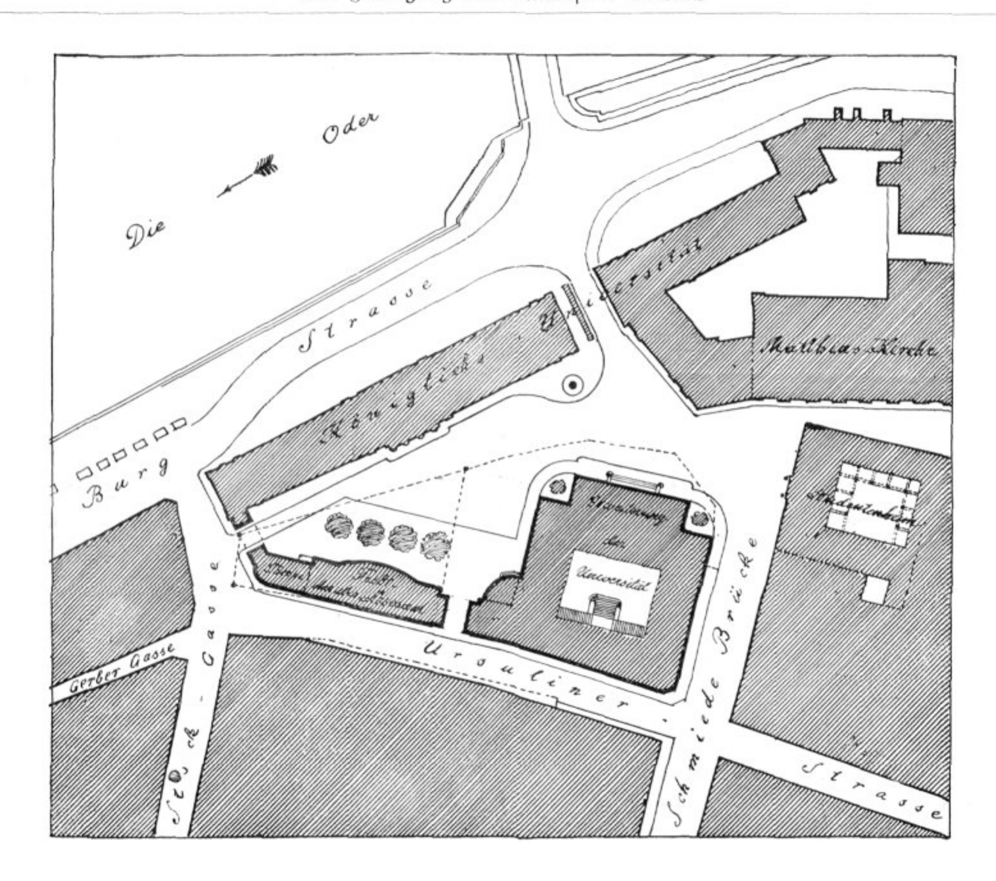
Das mysterium tutelare der Kongregation, die sich nach der Beata Virgo Maria ab Archangelo salutata nannte, den Englischen Gruß, wußte der Künstler dadurch hervorzuheben, daß er ihn gleichsam als Leitmotiv über den zwei Eingangstüren der Südwand und über den Fenstern des Saales abwechselnd rot und grün malte und plastisch in den Schildern der Bogen der Tribüne und der Empore anbrachte. In den Medaillons bildete er in vergoldetem Stuck die Vermählung der Maria, die Anbetung des Kindes durch Maria, Anna und Joseph, die Flucht nach Aegypten, Maria der den Erdkreis umschlungen haltenden Schlange den Kopf zertretend. Das heilige Drama von der Gottesgebärerin aber ließ er wie in fünf Akten in den fünf großen Gemälden der Decke sich abspielen. Seinen Anfang nimmt es naturgemäß im Presbyterium oberhalb des einst daselbst befindlichen Altars. Gott Vater, die Verkörperung ewiger Weisheit und Liebe, hebt die Rechte empor zur Sendung des heiligen Geistes, der nach jener im Barock so häufigen Vermischung von Malerei und Plastik, plastisch die Spitze des Altars krönend gebildet war. Gabriel, den Blick noch auf Gott Vater gerichtet, eilt von dannen, während sein Genosse auf der andern Seite sich verneigt. Der nächste Akt, an die Verbindung von Presbyterium und Saal gelegt, spielt auf Erden: Maria besucht ihre betagte Base Elisabeth, ihr Dienst und Hilfe anzutragen (Mariä Heimsuchung). Der dritte Akt, die heilige Nacht, spielt auf der entgegengesetzten Seite, über dem Sängerchore: Maria zeigt das in der Krippe liegende Kind den ersten Menschen, denen seine Ankunft verkündigt worden war, einem Hirten und seiner Familie, während die himmlischen Heerscharen Gloria in excelsis Deo singen. Das vierte Bild (Mariä Reinigung), die Verbindung von Sängerchor und Saal herstellend, entspricht dem zweiten. Maria bringt, sich als niedrige Magd fühlend, nach vierzig Tagen nicht ein Lamm, sondern, wie die Aermsten ihres Volkes, ein Paar Tauben zum Reinigungsopfer dar, neigt demütig das Haupt und faltet die Hände; der greise Simeon nimmt das Kind auf seine Arme und die Prophetin Hanna hebt in Verzückung Blick und Hände zu ihm auf. Die Vollendung aber, welcher die anderen Bilder zustreben, wird im großen Mittelbilde, der Himmelfahrt Mariä, vorgeführt. Der Sohn, auf Wolken sitzend und von Engeln gehalten, neigt sich zu ihr und streckt ihr die Arme entgegen, die Engel jauchzen, rühren Saiteninstrumente, schwingen Rauchfässer und rufen ihr Salve Regina entgegen.

Was sonst noch an Raum zur Aufnahme von bildlichem Schmuck vorhanden ist, kann nur die Schilderung der Wirkungen jenes heiligen Dramas erhalten. So die Bilder des für die Beichtstühle bestimmten Raumes unter der Empore, welche den sündigen Menschen zu Maria betend vorführen; aber auch die sechzehn Stichkappen, welche die Beinamen der Maria in der Reihenfolge verherrlichen, in der sie die Litania Lauretana bietet, das Gebet, das zuerst zu ihren Ehren in ihrem von den Engeln auf den Hügel von Loretto getragenen Hause gesungen worden war. Fügen wir hinzu, daß selbst die Fensterleibungen — heut nur noch teilweise erhalten — Attribute aufweisen, welche zum Enblem der Stichkappe in Beziehung stehen, so müssen wir anerkennen, daß der inhaltliche Reichtum der bildlichen Darstellung der Fülle von Dekorationsmotiven gleich ist, und daß es dem Künstler gelungen ist, den ganzen Abglanz der Hoheit und des Wirkens der Maria annuntiata et assumpta über den Saal ausstrahlen zu lassen.



phot. Ed. van Delden in Breslau

Deckenbild des Universitäts-Musiksaales nach der Wiederherstellung



Die Freilegung der Universität Breslau

Von Baurat Grosser in Breslau

Herr Stadtbaurat Berg hat im dritten Jahrgange dieser Zeitschrift auf Seite 565 ff. in Wort und Bild den Neubau des Studentenheims auf dem von der Stadt Breslau ihrer Universität zur hundertjährigen Jubelfeier als Geschenk überwiesenen Bauplatze besprochen und dabei in dankenswerter Weise angeregt: Mit dem Bau des Studentenheims die Frage der architektonischen Umgestaltung der Umgebung des alten Universitätsbaues aufzurollen.

Diese Anregung und die Sammlungen, welche zur Errichtung des Baues veranstaltet und in reichem Maße geflossen sind, haben das Interesse hierfür in weiten Kreisen der Stadt und Provinz geweckt. Die von Herrn Berg gegebenen Richtlinien sollen nach seinem eigenen Ausspruch als erster Schritt einer würdigen Umgestaltung der Umgebung der Universität unter dem Gesichtspunkt der späteren Ausbildung eines Platzes vor derselben und seiner späteren Weiterbebauung gelten. Seine dem Text beigefügten Skizzen sollen keine endgültige Lösung, sondern nur eine Illustrierung seiner Vorschläge bedeuten.

Diesem Gedanken zu folgen, ihn im Sinne der Denkmalspflege zu verteidigen und im Interesse der Freilegung des Universitätsbaues, dieses herrlichen Zeugens alter Kultur, weiter zu entwickeln, ist der Zweck meiner heutigen Ausführungen und Skizzen. Selbstverständlich will auch ich mit ihnen eine endgültige Lösung der Frage nicht in Anspruch nehmen.

Unter der Voraussetzung der Beibehaltung des für die mensa academica bestimmten Platzes schlägt Herr Berg vor, zur Erzielung einer Freilegung des Universitätsbaues, dessen östliche Hälfte in ihrer ganzen Monumentalität beim Zugang von der Schmiedebrücke her vor unser Auge tritt, dessen Gesamtbild aber nach Westen zu wegen der sehr starken Einengung des dem Vorplatze folgenden Straßenzuges unserem Auge verloren geht, der glänzenden Ouvertüre eine platzartige Erweiterung folgen zu lassen, um einen Gesamtüberblick auf die Hauptfront in Zukunft zu ermöglichen. Herr Berg erreicht dies in seinem Vorschlage, dessen Lageplan Abb. 1

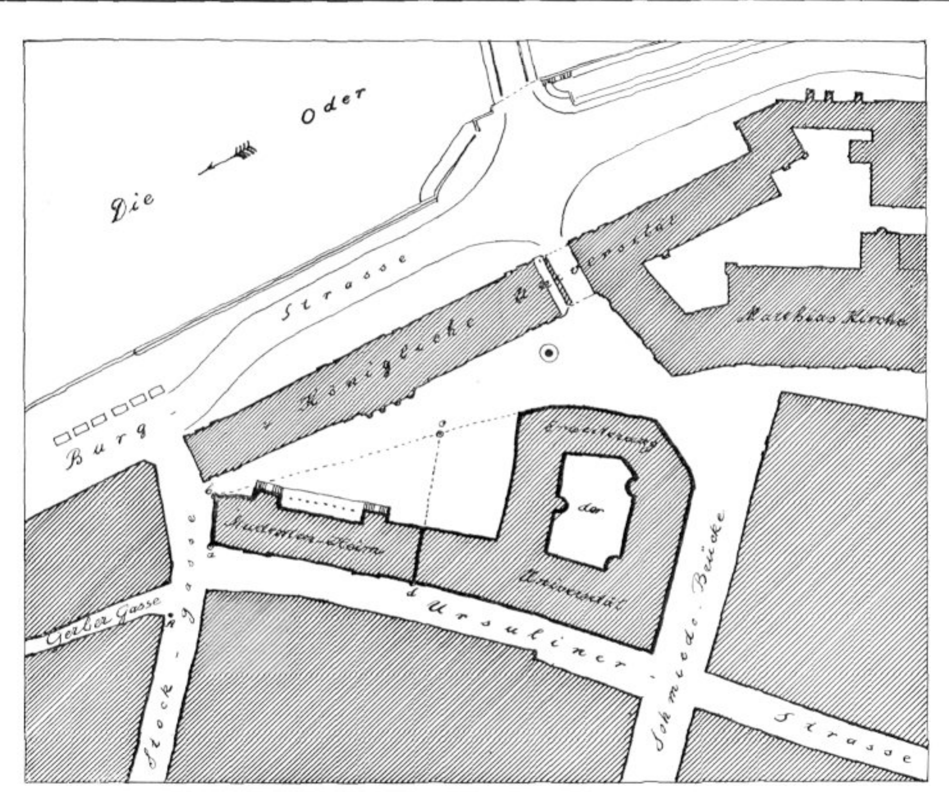


Abbildung 1 Lageplan nach dem Vorschlage des Herrn Stadtbaurats Berg

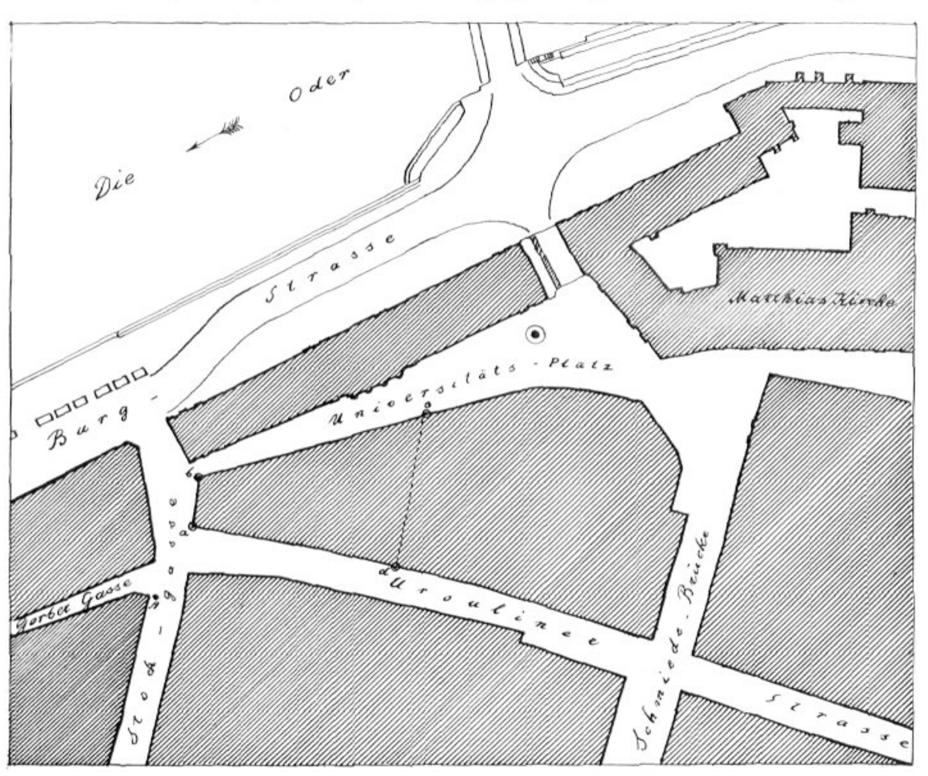


Abbildung 2 Lageplan der gegenwärtigen Bebauung

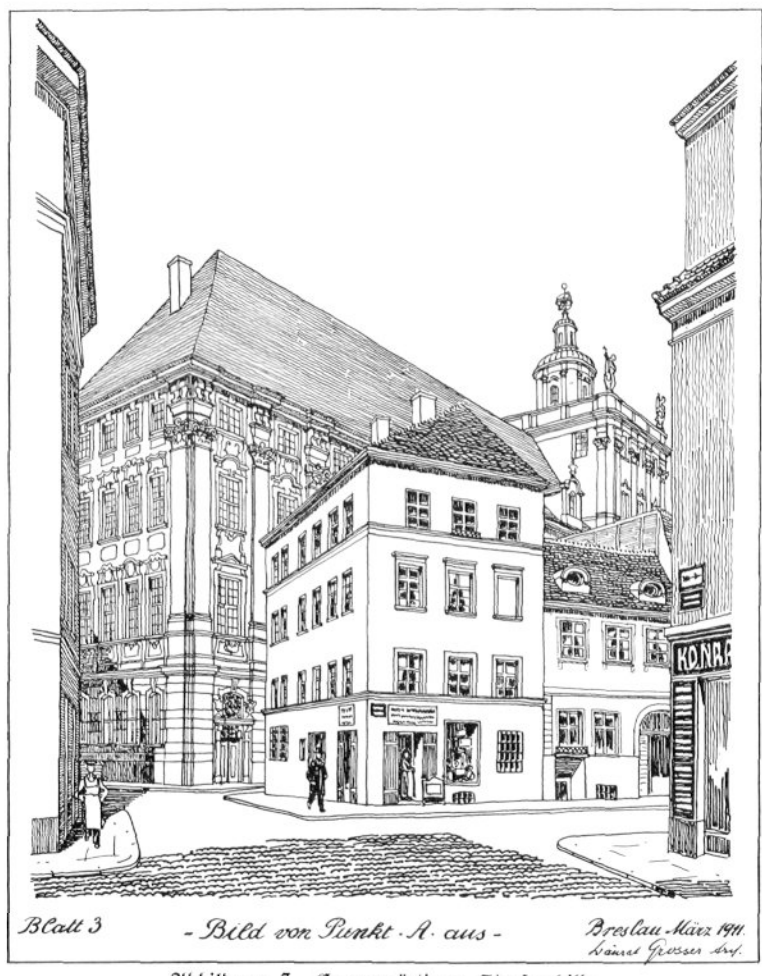


Abbildung 3 Gegenwärtiges Straßenbild

veranschaulicht, durch die Grundrißform, die er dem Studentenheim gibt, indem er die für die Bebauung erforderliche Freifläche nicht ins Innere des Hauses verlegt, sondern zu einer platzartigen Erweiterung vor dem Universitätsbau benützt und weiter empfiehlt, diesen Platz durch spätere Hinzunahme des nach der Schmiedebrücke zu gelegenen Häuserblocks zu erweitern.

Was wird hiermit erreicht?

Abb. 2 zeigt den Lageplan der gegenwärtigen Bebauung. Er veranschaulicht überzeugend die bestehende Einengung des Universitätsbaues durch den vorgelegten Häuserblock. Abb. 3 gibt den Blick auf die westliche Hälfte der Universität, wie er heute dem Beschauer entgegentritt, wenn man von Süden her durch die Stockgasse auf sie zu kommt. Trotz der geringen Höhenentwicklung, die die kleinen Wohnhausbauten, die als Zeugen einer alten Zeit aber immerhin noch gern in Kauf genommen werden, weil sie durch ihren Maßstab die Mächtigkeit des Universitätsbaues erhöhen, empfindet man ihr Dasein doch als störend. Man möchte die Universität freier vor Augen haben.

Abbildung 4 zeigt den Blick von demselben Punkte aus, wie er sich gestalten würde, wenn auf der Stelle der alten bescheidenen Häuschen das Studentenheim nach dem Entwurfe des Stadtbaurats Berg errichtet würde. Trotz der maßvollen Höhenentwicklung, die dem Entwurfe gegeben ist und die für die Größe der in ihm untergebrachten Räume unbedingt erforderlich ist, erscheint der zukünftige Blick von hier aus ungünstiger als jetzt. Der Bau des Studentenheims — in gleicher Höhe in der Ursulinerstraße weitergeführt — verdeckt fast vollkommen den Universitätsbau, dessen Hauptfront man früher über die kleinen Häuser hinweg wenigstens noch vermutet hat.

Aber es kommt noch ein anderer Umstand hinzu. Ich halte es für im höchsten Grade bedenklich, unsere Zeit, die städtebaulich sich auf die Leistungen unserer Vorfahren wieder besonnen hat, durch einen Bau zu vertreten,

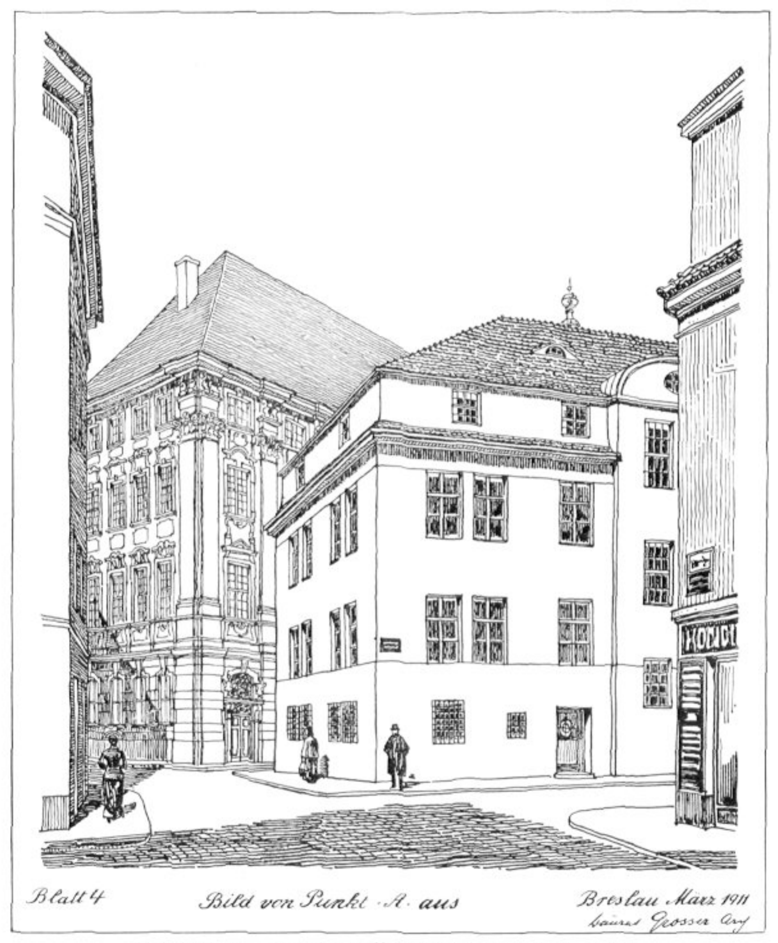


Abbildung 4 mit dem Berg'schen Studentenheim

der so ungünstig wie nur möglich zum Universitätsbau gestellt ist. Die Front a—b in der Stockgasse, deren Ecke b nur 4,0 Meter von letzterem entfernt liegt, ist für den Neubau festgehalten. Die Verengung an dieser Stelle wird sich wegen der größeren Höhe desselben also noch störender erweisen als jetzt, wobei nicht unerwähnt bleiben soll, daß das gegenwärtige Eckhaus früher, wie die anschließenden Häuser in der Ursulinerstraße, ein niedriger Bau war und erst in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts höher gebaut worden ist.

Die Bauflucht a—b soweit zurückzudrängen, daß die Ecke b in angemessener Entfernung vom Universitätsbau bleibt, beschränkt die Ausnutzung des für die mensa bestimmten Platzes. Die Versuche in dieser Richtung haben ein befriedigendes Resultat nicht ergeben. Es scheitert an der erforderlichen Höhe für das Studentenheim, die einen freien Blick auf den Universitätsbau verhindert.

Diesen Erwägungen folgend, bin ich zu dem Ergebnis gelangt, daß vom Bau des Studentenheims an dieser Stelle ein für allemal abzusehen ist. Das reiche Geschenk, das die Stadt durch die Hergabe des Bauplatzes zu genanntem Zweck ihrer Universität gemacht hat, wird dadurch nicht im mindesten entwertet — im Gegenteil erhöht in dem Bewußtsein: „Den ersten Schritt zur Freilegung ihrer Universität getan zu haben.“ Das Erbe unserer Väter erwerben wir erst durch den Besitz — die Universität besitzen wir als Bauwerk erst, wenn sie durch eine großzügige Umgestaltung der Umgebung unserem Auge nahegebracht wird.

Der Lageplan auf Seite 541 skizziert meinen Vorschlag für eine solche Umgestaltung.

Das Schaubild Abb. 6 zeigt den sich dann darbietenden Blick von demselben Punkte aus. Die Universität erscheint in freierer Lage, in malerischer Schönheit vor unserem Auge. Dabei ist das Prinzip unserer Alt-Vordern: „Die Mächtigkeit eines Bauwerks durch begleitende kleine Bauten zu steigern“, gewahrt geblieben und durch dieses Prinzip der erforderliche Abschluß des inneren Platzes nach den umgebenden Straßen gegeben.



Abbildung 8

Durch die Veränderung der Fluchtlinie a b, die in die Verlängerung der Westseite des Universitätsbaues gerückt ist, wird außerdem eine wünschenswerte, kleine Erweiterung der Stockgasse im Interesse des Verkehrs geschaffen und gewissermaßen eine Fortsetzung der schmalen Westseite, die bei der großen Höhenentwickelung einen befriedigenden Eindruck vermissen läßt, zu einem einheitlichen Ganzen erzielt.

In dem niedrig gehaltenen Bau, der an der Stockgasse eine Bogenöffnung als Durchgang für Wagen und Fußgänger erhalten hat, dürften an der Ursulinerstraße mit Zugang vom inneren Platz aus Räume für die Zwecke der Universität, — Fecht-, Turn- Lesesaal — unterzubringen sein. Außerdem ist gegenüber dem Hauptportal ein Durchgang nach der Ursulinerstraße projektiert, um den Fußgängerverkehr von der Stadtseite her einigermaßen von dem immerhin gefahrvollen Wagenverkehr in der Schmiedebrücke abzulenken.

Der dadurch erzielte Blick auf den Mittelbau der Universität ist in der Abbildung 7 dargestellt. Er erschließt ein neues eigenartiges architektonisches Bild unserer Stadt Breslau.

Der zwischen diesem Durchgang und der Schmiedebrücke gelegene Häuserblock ist nach dessen Erwerb und Abbruch für einen Erweiterungsbau der Universität, eventuell für andere Bauten von monumentalem Charakter in Aussicht genommen. Die Größe und Form des letzteren sind durch die begrenzenden Straßenzüge und Plätze bestimmt. Zwei sich vom zukünftigen Universitätsplatz darbietende Blicke sind in Abb. 8 und 9 dargestellt. In letzterem Bilde erscheint über die niedrigen Bauten hinweg der aus dem dahinterliegenden Häusermeer sich erhebende Turm der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Elisabeth.

Die Architektur der neuen Bauten ist im Sinne der alten Zeit in einfacher Formgebung gedacht, wie sie dem Zwecke und den örtlichen Verhältnissen entspricht. Es ist ein harmonischer Zusammenklang der einzelnen Bauteile angestrebt, in dem der Universitätsbau die Dominante bildet.

Soviel über die städtebauliche Umgestaltung der Umgebung der Universität.

Wir kommen nunmehr auf den Bau des Studentenheims zurück.

Der von der Stadt geschenkte Platz ist durch die Freilegung der Universität für den Bau


KONR
Blatt. 6.
Freilegung –
– Bild von Punkt · A · aus –
Breslau März 1911.
Grosser. Arch.

Abbildung 6

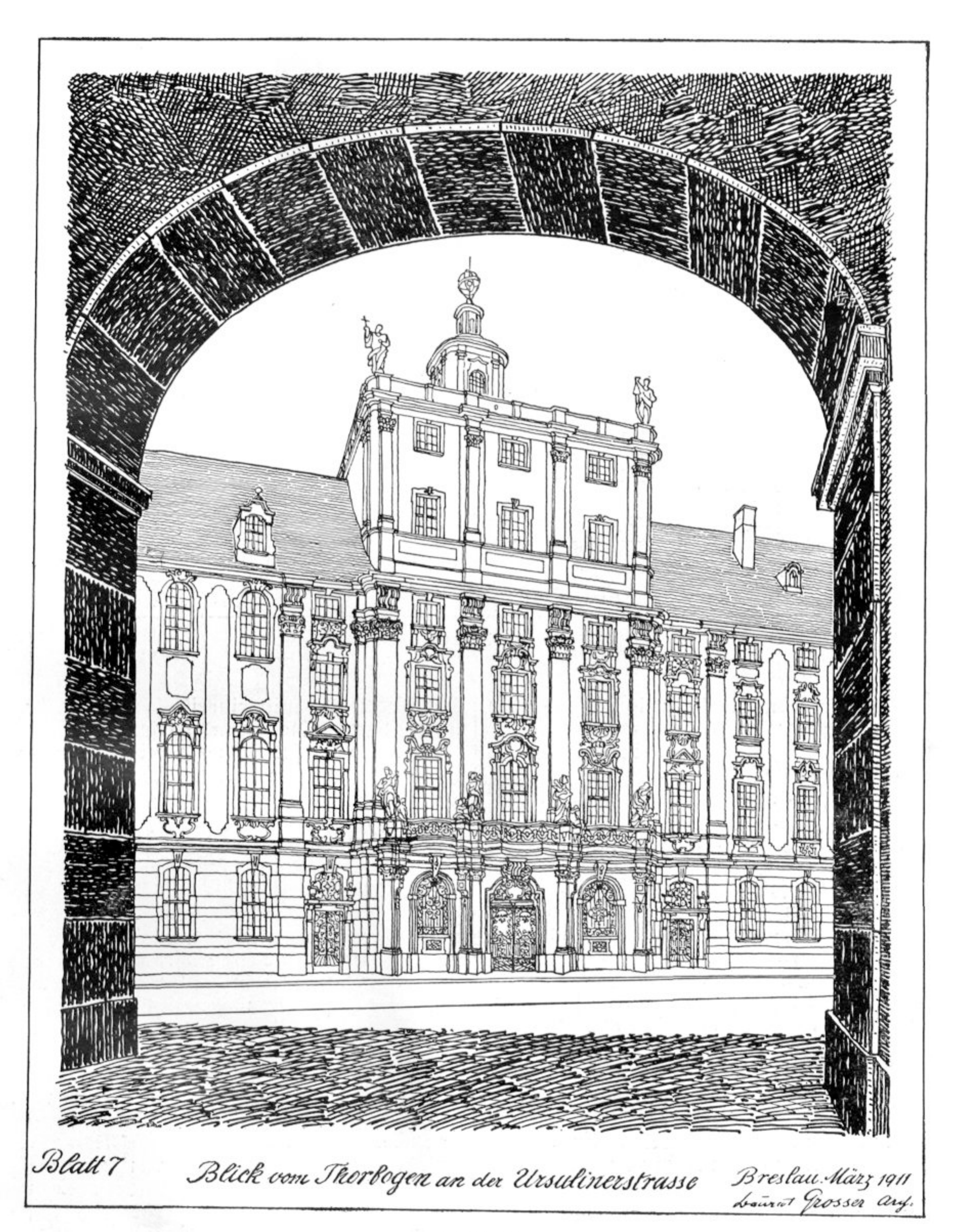

Blatt 7
Blick vom Thorbogen an der Ursulinerstrasse
Breslau. März 1911
Baurat Grosser Arch.

Abbildung 7

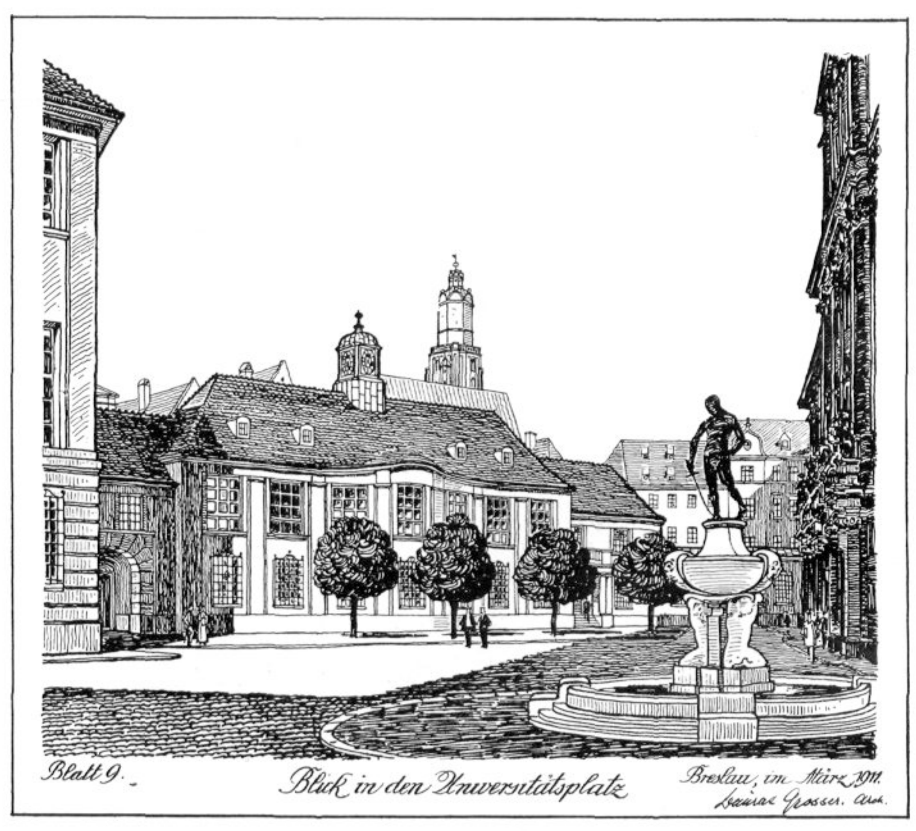


Abbildung 9

nicht mehr vorhanden. Da es im Interesse der studentischen Jugend liegt, ihr Heim in der Nähe der Universität zu haben, um in den kurzen Pausen zwischen den Vorlesungen einen Besuch desselben zu ermöglichen, müssen wir Umschau halten, welcher Platz in Frage kommen könnte. Durch Information bei dem derzeitigen Rektor, Sr. Magnificenz Herrn Geheimen Regierungsrat Prof. Dr. Hillebrandt, wurde meine Aufmerksamkeit auf das ganz in der Nähe gelegene — und schon früher in Aussicht genommene — alte Konvikt gelenkt, welches zur Zeit verschiedenen Zwecken dient und im Innern durch nachträgliches Einziehen von Wänden, Schließen von Oeffnungen, durch Fenster usw. arg entstellt ist, auch in seinem gegenwärtigen Bauzustande infolge seines Alter sehr minderwertig geworden ist.

Die in Abb. 10 bis 13 dargestellten Grundrisse und Schnitte veranschaulichen den Umbau für die Einrichtung eines Studentenheims in dem Konvikt.

Wie aus ihnen hervorgeht, läßt sich durch geringe Veränderungen, die in den Plänen schwarz angedeutet sind, durch Wiederherstellen der alten großen Räume, deren Decken im Erd- und ersten Ober-Geschoß zumeist böhmische Kappengewölbe mit teilweise dekorativer Teilung zeigen, eine Grundrißlösung für das Studentenheim finden, die für den gedachten Zweck durchaus zweckmäßig erscheint.

Im Erdgeschoß, das den Eingangsflur mit der Haupttreppe und den alten, sehr schönen, architektonischen Hof mit Hallenumgängen enthält, finden die Frühstücksräume, die auch für den Abendverkehr der studentischen Jugend geöffnet werden können die Küchen-, Anrichte- und Vorratsräume, die Hausmeisterwohnung und die erforderlichen Klosetts ausreichend Platz. Die letzte Axe in der Front des Universitätsplatzes ist zur Anlage einer Nebentreppe mit besonderem Eingang benützt, der auch dem wirtschaftlichen Verkehr gilt.

Der Hof mit Umgängen bietet bei schönem Wetter Platz im Freien für etwa 200 Personen.

Im ersten Obergeschoß befinden sich zwei gegeneinander aufgestellte Speisesäle für zusammen 196 Personen mit angrenzendem Büfettraum, nach welchem mittelst Aufzug die Speisen aus dem neben der Küche gelegenen Anrichteraum im Erdgeschoß gelangen, ferner der 105 Quadratmeter große Lesesaal, das Billard- und Spielzimmer, die Garderobe und die Toiletten für Herren.

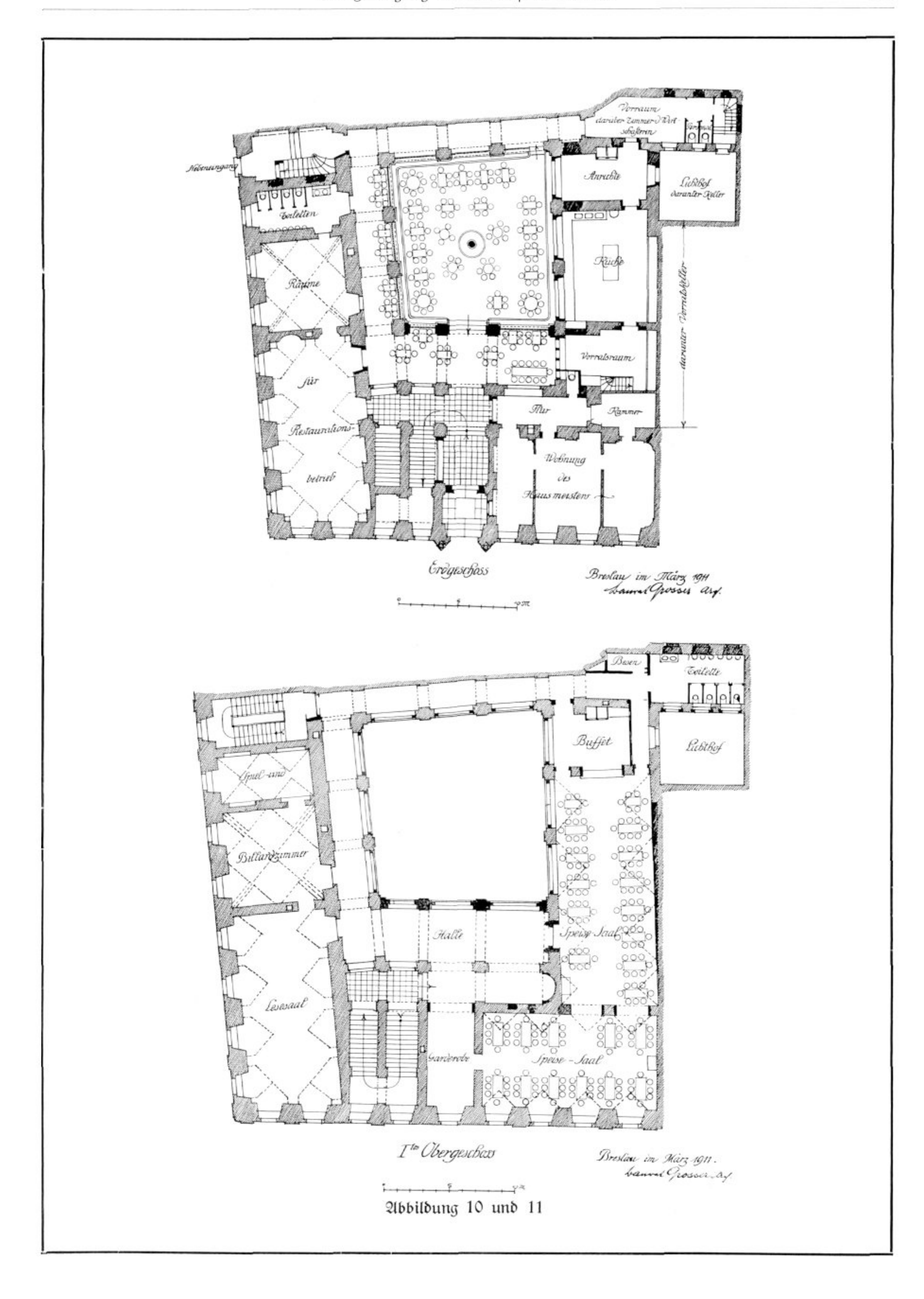
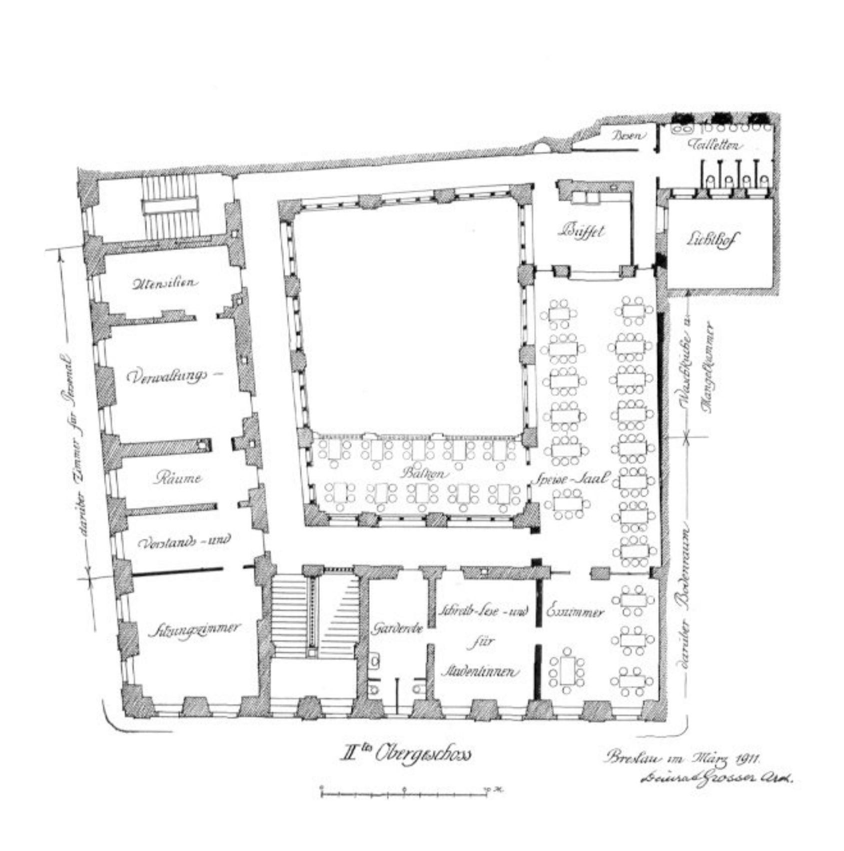


Abbildung 10 und 11



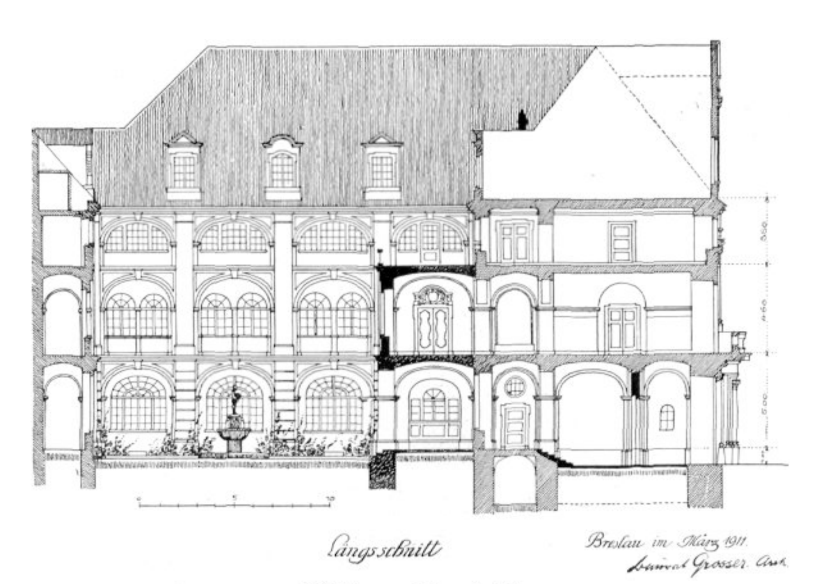


Abbildung 12 und 13

Im zweiten Obergeschoß ist über dem unteren Speisesaal wegen der Verbindung mit der Küche ein zweiter zu 118 Personen angelegt, daran anstoßend ein Schreib-, ein Lese- und ein Eßzimmer für Studentinnen mit besonderer Garderobe und Klosett, während der übrige Teil für Verwaltungszwecke bestimmt ist.

Im ausgebauten Dachgeschoß sollen Dienstbotenzimmer und im Kellergeschoß die für den Betrieb erforderlichen Lagerräume untergebracht werden.

Der im ersten Stock mit Halle bezeichnete Raum ist der inneren Verbindung wegen neu hinzugefügt und als Balkon im zweiten Obergeschoß zum Sitzen im Freien abgedeckt.

Die Architektur des Aeußeren ist streng erhalten. Der Vollständigkeit halber ist sie auf Abb. 14 dargestellt.

Nach genauer Ermittlung betragen die Umbaukosten 180 000 Mark, sodaß die für den Neubau veranstalteten Sammlungen für den Umbau ausreichen würden. Dagegen würde ein Neubau bei Annahme eines Einheitspreises von 22 Mark für 1 cbm umbauten Raumes einen Kostenaufwand von 350 000 Mark erfordern, die kaum jemals durch Sammlungen aufgebracht werden dürften.

Und nun noch ein Schlußwort zur Freilegung der Universität.

Es ist überzeugend, daß dieser Gedanke zur Entwicklung, zur Reife seiner Lösung und weiteren Ausgestaltung Zeit haben muß und deshalb gleich überzeugend, daß gegenwärtig Entscheidungen zurückzuhalten sind, welche seiner späteren Ausführung hindernd im Wege stehen können.

Eine solche Entscheidung wäre aber der Beschluß des Baues des Studentenheims auf dem von der Stadt zur Verfügung gestellten Platze.

Für lange Zeiten müßten die kommenden Geschlechter bedauernd auf eine solche Maßnahme blicken.

Das wiedergewonnene Gefühl nationaler Einheit, die mit ihr zu neuem Leben erwachte Liebe zu unserem wiedererstandenen, deutschen Vaterlande überliefern wir der Nachwelt am besten und schönsten in dauernden Werken, die aus solchem Empfinden heraus geschaffen sind.

Gewiß spielt gerade in unserer gegenwärtigen Zeit, die gezwungen ist die wiedergewonnene Größe — wegen neidisch auf diese blickender Nachbarvölker — zu verteidigen, die Finanzlage des Staates, der Städte und des gesamten deutschen Volkes eine nicht zu unterschätzende Rolle. Trotzdem müssen wir uns bewußt bleiben, daß die Größe eines Volkes Ausdruck findet in der Größe seiner Gedanken auf allen Gebieten nationalen Empfindens, und ein nationales Empfinden ist es, das den Gedanken der Freilegung unserer Universität durchzieht, ein Gefühl der Dankbarkeit, welches das deutsche Volk ihr schuldet, die, um mit den trefflichen Einladungsworten zu ihrer Jubelfeier zu sprechen, durch treue Arbeit am Erforschen der Wahrheit nach Kräften mitgewirkt und dem Besten des Vaterlandes und der Menschheit nicht erfolglos gedient hat.

Sind wir also heute nicht in der Lage, den Gedanken in die Tat umzusetzen, so überlassen wir dies späteren Geschlechtern, denen wir zur Hand gehen wollen, indem wir vorweg nichts verderben.

Erreiche ich mit meinen Ausführungen nur das Letztere, so ist meine Arbeit nicht umsonst getan.



Abbildung 14

Die Medaillen der Universität Breslau

Von Geheimen Regierungsrat Dr. F. Friedensburg in Breslau

Der Gebrauch, ein geschichtliches Ereignis durch ein numismatisches Denkmal zu verewigen, hat auch die deutschen Universitäten mit einer sehr großen Reihe einschlägiger Stücke bedacht, die wir teils in unseres Landsmanns Johann Christian Kundmann Schrift: Die hohen und niederen Schulen Deutschlands, insonderheit des Herzogthum Schlesiens usw. Breslau 1741, teils in dem Buche von Victor Laverrenz: Die Medaillen und Gedächtniszeichen der deutschen Hochschulen, Berlin 1887, beschrieben und erläutert finden. Schon 1656 feiert Jena sein Jubelfest mit einem Taler als der beliebtesten deutschen Gedächtnismünze, dem andere seinesgleichen von Helmstädt 1676, Heidelberg 1696, Gießen 1707 folgen bis auf die unter dem Spitznamen „Suppenhennentaler“ berühmt gewordene Gedächtnismünze der Universität Berlin 1910. Auch an Medaillen und Schaumünzen ist kein Mangel. Leider ist ihre Reihe nicht eben reich an Spuren jenes anmutigen Geistes, den wir sonst so oft auf diesen Erzeugnissen der Kleinkunst antreffen. Mit geringen Abwandlungen sind es immer dieselben Motive, die uns die Medaillen vorführen: das Universitäts-Gebäude und -siegel, Pallas Athene und der Stifter kehren in ermüdender Eintönigkeit wieder. Einen hübschen Gedanken hat einmal Christian Wermuth in Gotha bei Gelegenheit der Jubelfeier von Leipzig 1709 ausgedrückt: unter dem Schatten einer mächtigen Linde, die die Lindenstadt Leipzig versinnbildlicht, sind die neun Musen vereinigt. Als Gegenstück sei eine der elf (!) Frankfurter Medaillen von 1706 erwähnt. Sie zeigt den Parnassos; auf seinen zwei Gipfeln haben der preußische und der brandenburgische Adler in heraldischer Gestalt Platz genommen, und der Pegasus springt munter von dem einen zu dem anderen über die kastalische Quelle hinweg! Die neuere Zeit bringt eine Anzahl meist etwas langweiliger, aber dafür wenigstens akademisch korrekter Stücke mit den für sie kennzeichnenden Personifikationen der Wissenschaften, Tugenden usw., während die allerneuesten Erzeugnisse (z. B. Straßburg 1904, Gießen 1907, Leipzig 1909) offenbar in dem Bestreben, Oftgegebenes nicht zu wiederholen, vielfach in den entgegengesetzten Fehler verfallen, sodaß der Beschauer nur sagen kann: ich weiß nicht, was soll es bedeuten.

Auch die jüngste unter den Jubilarinnen, unsere Breslauer Alma mater Viadrina, kann schon eine kleine Reihe solcher Ehrungen und Andenken aufweisen. Vom 21. Oktober 1702 datiert die von Kaiser Leopold I. ausgestellte Gründungsurkunde unserer ersten, der Jesuiten-Universität, deren Einweihung bereits am 15. November desselben Jahres erfolgte. Zu dieser Feier hat der vorhin erwähnte Medailleur Christian Wermuth in Gotha, der alle irgend bemerkenswerten Ereignisse in Deutschland mit fleißigem Stichel verewigte und einen schwunghaften Handel mit seinen Erzeugnissen trieb, gleich zwei Stücke auf einmal ausgegeben, von denen dahingestellt bleiben muß, wer zu ihnen den Auftrag gegeben hat und ob überhaupt ein solcher von den an der Feier Beteiligten ausgegangen ist. Das eine, größere (Abb. 1 und 2) ist ein Ausdruck des damals üblichen, gegenüber einem Fürsten wie Leopold besonders widerwärtigen Byzantinertums: auf der Hauptseite das Brustbild des Kaisers mit der berühmten großen Lippe, auf der Rückseite vor einem durch die Stadtansicht gebildeten Hintergrunde nochmals der Kaiser in ganzer Gestalt, ein blankes Schwert und ein offenes Buch haltend. Dazu als Umschrift der Hexameter: Pello duos tam doctrinae quam regni inimicos und im Abschnitt ein Hinweis, daß der Kaiser die Breslauer Universität „media inter arma“ — es war die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges — gegründet habe. Das Interessanteste an der, nicht besser und nicht schlechter als die meisten übrigen Medaillen Wermuths gearbeiteten Schaumünze ist der Hexameter, dessen beide ersten Worte eine jener anagrammatischen Spielereien bilden, in denen jene Zeit einen tiefen Sinn suchte; umgestellt ergeben die Buchstaben nämlich den Namen Leopoldus. Dieses Anagramm erscheint auf zahllosen Medaillen, in Inschriften, Gedichten und sonstigen Denkmälern zu Ehren des Kaisers und bezieht sich bald auf seine gleichzeitigen Erfolge gegen Franzosen und Türken, bald auf die Siege über die Könige von Frankreich und Spanien. Hier aber sind Feinde des Reiches und der Lehre gemeint, auf die auch die Gegenstände hinweisen, die Leopold in der Hand hält. Wer sind diese Feinde? Der als Sammler ebenso eifrige, wie als Gewährsmann unzuverlässige Kundmann hat die Schwierigkeiten der „Applikation“ in diesem Falle wohl erkannt und meint, der Sinn gehe dahin, „daß Ihro Kaiserliche Majestät, mitten unter den Kriegen wider die mächtigen Reichsfeinde



Medaille auf die Gründung der Leopoldina vom Jahre 1702



Abb. 1 Abb. 2

der Gelehrsamkeit Feinde und Liebhaber der Barbarei durch Stiftung der neuen Akademie zu Breslau . . . verjagen." Sollte der Sinn wirklich ein so allgemeiner gewesen sein? Man war doch damals in solchen Anspielungen nicht zaghaft. Die Annahme liegt nahe, daß unter „doctrina" die katholische Kirchenlehre zu verstehen, die Medaille also auf die Rolle zu deuten ist, die man der Universität im Dienste der Gegenreformation zugedacht hatte. Es ist ja bekannt, daß die Breslauer selbst in dieser Beziehung starke Befürchtungen hegten, und daß deshalb der Rat sich auf das Entschiedenste gegen die Errichtung der Universität gesträubt hatte, freilich auch seinerseits den springenden Punkt ängstlich verschweigend und sich auf die Ausführung beschränkend, daß „Handelsleute und Studenten niemals mit einander komportieren, sondern in stetem Streit und Widerwärtigkeit leben." Die zweite, halb so große Medaille, ein sonst bedeutungsloses Stück, zeigt, wie manche andere Arbeiten Wermuths, nur Schrift: Name und Titel des Kaisers, dazu wiederum eine Anspielung auf die Weltlage zur Zeit der Gründung: Mars et Minerva in una sede morantur; auf der Rückseite ist die Veranlassung der Prägung angegeben. Ein weitaus größeres Kunstwerk als seine beiden Vorgänger, dazu ein vom Kaiser selbst gestiftetes Denkmal ist die von Benedikt Richter in Wien geschnittene Medaille vom Jahre 1728 auf die Grundsteinlegung für den noch jetzt im Gebrauch befindlichen Bau, die denn auch gemeinschaftlich mit dem zuerst besprochenen Stück in diesen Grundstein eingelegt wurde. Sie zeigt allerdings keinerlei bildliche Bezugnahme auf den Anlaß ihrer Prägung, sondern nur das kaiserliche Brustbild und eine zwölfzeilige Inschrift. Aber das Bildnis im römischen Harnisch und in der malerischen Perücke, in die der Lorbeerkranz der Caesaren geflochten ist, zählt zu den besten Arbeiten seiner Zeit. Im Jahre 1803 hat man sich dann in der Breslauer Münze an die vor 100 Jahren erfolgte Gründung der Universität erinnert und, was zur Besserung der kläglichen Lage der Münzbeamten öfter geschah, eine Medaille in den Handel gebracht, ein recht dürftiges Machwerk, das nach dem noch vorhandenen Verpackungszettel in Gold 20 Taler, in feinem Silber 1 Taler 8 gute Groschen, in Zinn 6 gute Groschen kostete. Der Verfertiger ist nicht genannt; kein Schade! Das Stück zeigt einen an einen Lorbeerbaum gelehnten Schild mit der Initiale Kaiser Leopolds, auf der Rückseite eine sechszeilige Inschrift und ist noch immer häufig anzutreffen. (Abb. 3 u. 4.)

Damit schließt eigentlich die Reihe der Breslauer Universitätsmedaillen. Bei der ersten Jubelfeier im Jahre 1860 war man noch nicht so opulent in Erinnerungszeichen wie heut, und so haben wir aus diesem Jahre nur eine Medaille auf — den Kommers, den die Burschenschaft der Raczeks auf dem Kynast veranstaltete. Schon 1856 hatten die



Medaille auf die Säkularfeier der Universität vom Jahre 1803



Abb. 3 Abb. 4

Breslauer Korps auf gleiche Weise noch viel weiter gehende geschichtliche Erinnerungen betätigt, indem sie eine kleine Medaille schlagen ließen zur Erinnerung an den „70 Lustra“, das ist 350 Jahre vorher vom Breslauer Rat gemachten Versuch, in Breslau eine Universität zu errichten. Aehnliche Stücke haben dann die Arminen 1898, die Borussen 1899 bei den Jubiläen ihrer Verbindungen ausgegeben.

Leider haben wir auch von den zahlreichen Forschern, die Schlesien der Wissenschaft schenkte, keine Medaille, die in engerer Beziehung zur Universität der Hauptstadt stünde. Zwar gibt es genug Schaustücke mit den Bildnissen schlesischer Gelehrter, aber sie haben anderswo gewirkt, sind anderswo gefeiert worden: Schleiermacher in Berlin, Karl Ottfried Müller, über dessen Grab auf dem Kolonos die Sonne Homers leuchtet, in Göttingen, Purkinje, der einst in Breslau eine sehr bekannte Persönlichkeit war, in Prag. Andere, den Heutigen weniger geläufige schlesische Namen, finden wir auf Schaustücken der Universitäten Altdorf, Halle, Kiel, Leipzig, Leyden, Marburg, Wittenberg. Auch die Medaille auf unseren großen Altertumsforscher Grempler, den die Viadrina 1899 zu ihrem Ehrendoktor machte, steht außer Beziehung zur Universität, denn sie ist ihm vom Verein für das Museum gewidmet worden.

Daher ist es sehr erfreulich, daß die kleine Reihe unserer Universitätsmedaillen in diesem Jubeljahre wieder einmal vermehrt und zwar durch ein wirkliches Kunstwerk vermehrt wird, dem gegenüber die staatliche Gedenkmünze, der „Suppenhennentaler“ in neuer, hoffentlich verbesserter Ausgabe, wohl nicht allzuviel Schaden wird anrichten können. Das stattliche Stück, eine Arbeit unseres auch auf dem Gebiete der Kunstmedaille bereits rühmlichst bewährten Professors von Gosen zeigt vor dem, von der Morgenröte einer neuen Zeit überstrahlten Universitätsgebäude die Wissenschaft, getragen von dem ihr von der modernen Kunst zugewiesenen allegorischen Tiere, einem Hirsch, der in würdevoll ruhigem Schritte vorwärts geht. Die Beischrift erläutert noch diese Allegorie, die übrigens nichts weiter ist als die Weiterbildung der altchristlichen Versinnlichung des Heilsdurstes und somit auf Psalm 42 zurückgeht. In leiser Anlehnung an die Medaille Leopolds hält auch hier die Wissenschaft Schwert und Buch, eine Erinnerung an die Zeit der Entstehung und eine Mahnung für die Zukunft der Universität. Auf der anderen Seite erscheint das Bild unseres kaiserlichen Herrn in der Uniform seines Breslauer Kürassierregiments, als Umschrift ist die berühmte, angeblich messianische Weissagung Virgils gewählt, die sich aber hier auf die mit der Gründung der Universität begonnene neue Zeit bezieht, eine neue Zeit des Aufschwungs, der auch der dargestellte Herrscher unermüdlich seine Kräfte widmet.





Verkleinertes Modell der Medaille zum 100jährigen Jubiläum der Universität Breslau 1911
von Professor Theodor von Gosen
(mit kleinen Aenderungen zur Ausführung bestimmt)



Abseits
Nach einem Gemälde von Helene Nitsch-Willim